Mit Pinsel und Palette durch Kamerun

von

Ernst Vollbehr

Mit Pinsel und Palette durch Kamerun

LIBRARY
MUSEUM OF AFRIC
318-A STREET, NOR
WASHINGTON, D.C

Mit Pinsel und Palette durch Kamerun

Tagebuchaufzeichnungen
und Bilder

von

Ernst Vollbehr

Leipzig
List & von Bressensdorf
1912

SMITHSONIAN
AUG 0 5 1985
LIBRARIES

Alle Rechte vorbehalten

Druck
der Spamerschen
Buchdruckerei zu Leipzig

Vorwort.

Als Maler und unabhängiger Mann bin ich durch alle unsere afrikanischen Kolonien gestreift und habe dort die Schönheiten der Tropen und die Öde der Sandwüsten kennen gelernt. Ich habe versucht, die großen Eindrücke in Bildern festzuhalten, um so mein Scherflein dazu beizutragen, daß die daheim ihre Kolonien besser kennen und lieben lernen. Jeden Abend habe ich außerdem das Geschaute und Erlebte getreulich niedergeschrieben, so, wie ich es sah und empfand. — Völlig zuverlässige, farbige Dolmetscher, die mir von den Regierungsstationen überlassen wurden, standen mir zur Seite, wenn ich von den Eingeborenen selbst etwas in Erfahrung bringen wollte.

Wenn ich nicht alleine Künstler, sondern auch begeisterter Sammler ethnographischer Sachen bin und, wie meine Leser aus meinem Tagebuch erfahren werden, auch als solcher viel Glück hatte, so bin ich doch weit entfernt, mich als Wissenschaftler zu fühlen. Ich habe im Stillen zwar den Wunsch, durch das eine oder andere auch der Wissenschaft einen kleinen Dienst zu erweisen. Ich möchte das viele Schöne, das auf mich eingestürmt ist, nicht für mich allein behalten, sondern es in die weitesten Schichten des deutschen Volkes eindringen lassen, damit dieses erkennen lernt, welche Schätze und Schönheiten in unseren Kolonien enthalten sind. — Wer große Reisen machen kann, möge nicht versäumen, auch einmal unsere Kolonien zu besuchen; er wird dort unerwartete Schönheiten in Hülle und Fülle schauen.

München, im Jahre 1912.

Ernst Vollbehr.

3568

Inhalt.

	Seite
Viktoria	1
Soppo	3
Duala	6
Mit der Bahn durch den Urwald	10
Station Bare	12
Die Nkamfälle	16
Im Rasthaus Melong	18
Farm „Strobel und Marquard“	20
Die Ansiedelungsmöglichkeiten für Europäer in der Mboebene	22
Durch die Mboebene	25
Im Ölpalmenwald bei Sanschu	28
Der Wert der Ölpalmen für uns und die Eingeborenen	32
Bauweise der Eingeborenen an der Küste und in der Mboebene	33
Der Mboposten	35
Im Rastdorf Fossong Wentschen	38
Im Dschang-Bezirk	44
Deutsche Militärstationen im Hinterland von Kamerun	48
Erzählung eines schwarzen Dolmetschers	50
Das Bambutogebirge und der Regierungsviehposten Djuttitsa	55
Bamengang	60
Fetischhütten und Gottesglauben der Graslandneger	62
Über Babadju und Bagangu nach Bamenda	64
Bamenda	67
Die Haussas	70

Seite
Häuptling Guafo von Bandeng 73
Der Marsch zum Häuptlingsdorf Babanki Tungo 75
Der Empfang beim Häuptling Senge von Babungo 78
Eisen-Hochöfen und Schmieden der Eingeborenen 80
Das Bangolavolk und der Aufenthalt in Babessi 82
Feierlicher Einzug in die Hauptstadt von Bamum 86
Die Häuptlingsmutter „Die Nah“ 92
Der große Häuptling Njoja 94
Njojas Schule 97
Das Innere von Njojas Palast 101
Das Haussadorf bei Fumban 103
Über den Nunfluß 105
Wieder im Dschangbezirk 108
Weihnachten in Dschang 111
Die Siedelungsweise des Graslandnegers 112
Von Bana nach Bare 118
Nach den Kraterseen im Manengubagebirge 123
Im Bakossiland 129
Tabakplantage Esosung 133
Zwischen Esosung und der Kameruner Kautschuk-Kompanie (K. K. K.) . 135
Wie eine große Kakao- und Kautschukplantage angelegt wird 137
Johann Albrechts-Höhe 143
Die im Küstenurwald von Kamerun vorkommenden Nutzhölzer 145
Durch den Urwald zurück nach Buea 148
Buea 151
Wieder in Duala 153
Kribi (Süd-Kamerun) 155
Erlebnis eines Kaufmannes im Süd-Kameruner-Hinterland 159
Küstenwanderung nach Longji 163
Vergilbte Akten und Reiseberichte über die Gründung Bueas 168

Faktorei an der Viktoriabucht. Der Hafen von Viktoria ist der schönste der ganzen Welt, denn direkt aus dem Meere steigt über 4000 m der mit Kakaoplantagen und mit Urwald bis hoch hinauf bestandene vulkanische Kamerunberg empor.

1. Viktoria.

Drei volle Wochen beruhigende Meerfahrt! Hamburg—Madeira—Küstenbummel an der Goldküste—Lome, und dann schaute ich die Einfahrt von Viktoria.

In gigantischer Größe steigt der über 4000 m hohe Große Kamerunberg vom Meer aus bis zu 1200 m Höhe und darüber an, von der üppigsten Tropenvegetation bedeckt. Drohend liegt er da, als wolle er die Umwohner mit neuen vulkanischen Ausbrüchen erschrecken. Von Süd-Südwest her grüßt der über 2580 m hohe Pik von Fernando-Po herüber, jener herrlichen, üppig-fruchtbaren Insel, die, leider in spanischen Händen befindlich, den Schlüssel zu dem Haupthafen Kameruns, Duala, bildet. Am Fuße des Kamerunberges liegt wie ein winziges Spielzeug der Ort Viktoria mit seinen weißen Tropenhäusern, eine Ansiedlung, die, ursprünglich von englischen Missionaren gegründet, im Jahre 1884 gleich Duala der deutschen Schutzherrschaft unterstellt wurde. Der fruchtbare vulkanische Verwitterungsboden an den Abhängen des Berges rief in den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts deutsche Pflanzer hinaus, die sich hauptsächlich mit dem Anbau von Kakao und Kautschuk (Kixia elastica und Hevea) befaßten. Tagelang reist man jetzt bereits durch wohlgepflegte Pflanzungen, in denen die Siedlungen der europäischen Beamten und der eingeborenen Arbeiter versteckt liegen.

Ein deutscher Offizier kam an Bord, um nach Duala zu fahren, von wo er in Eilmärschen nach dem Tschadsee gehen sollte. Er bat mich dringend, da ich an dem Endpunkt der Nordbahn doch keine Träger finden würde, weil er die für mich bestimmten in Beschlag nehmen müßte, doch erst hier auszusteigen, um nach Soppo zu fahren, wohin mich der Kommandeur der Schutztruppe eingeladen hatte. So fing ich denn nachts 2 Uhr an zu packen, und bereits um 4 Uhr brachte mich eine Dampfpinasse in tiefster Dunkelheit nach Kakaohafen, ½ Stunde von Viktoria entfernt, dem Hauptsitz der größten Pflanzungsgesellschaft, der W. A. P. V. (West-Afrikanische Pflanzungsgesellschaft Viktoria). Von hier kann man mit einer kleinen Pflanzungsbahn mühelos die am Abhange des Kamerungebirges etwa 850 m hoch gelegene Militärstation Soppo erreichen. Noch eine halbe Reitstunde weiter hinauf erreicht man die idyllisch gelegene Residenz des Gouverneurs, Buëa. In nächster Nähe der Stelle, wo einst der tapfere Hauptmann von Gravenreuth im Kampfe gegen die hinterlistigen Bakoiris sein Leben ließ, schaut jetzt der Gouverneur von seinem Rosengarten auf ein friedliches Bild fleißiger Kulturarbeit, auf die schön gedeihenden Kamerunpflanzungen, die das Mutterland mit einem Teil der notwendigsten Kolonialprodukte versorgen sollen.

Der ganze Tropenzauber umfing mich, als ich nach langer Zeit wieder den Fuß auf die Erde Afrikas setzte. Die Wolken waren von den Strahlen der noch eben unter dem Himmelsrande stehenden, aufgehenden Sonne übergossen; alles war in duftige Farbenpracht getaucht. Die Silhouetten der Palmen wurden allmählich immer deutlicher, bis plötzlich die Sonne selbst erschien und alles vergoldete. Wieder lag der Große Kamerunberg frei, ohne Wolken, vor uns. Nach etwa 2½ Stunden war das Zügle, immer durch Kakaopflanzungen hindurch, nach Soppo hinaufgeklettert. Drei Herren fuhren mit mir, Neulinge in Afrika. Die Urwaldszenerien mit den riesig hohen Wollbäumen, die Kakaoanpflanzungen, die Ölpalmen, die

vielen schwarzen Arbeiter, die an den roten, gelben und karminfarbigen Kakaofrüchten herumhantierten, boten ihren Augen Interessantes, so hatte ich ihnen viel zu erklären.

Wörmann Faktorei.

2. Soppo.

Am Endpunkte der Bahn empfing mich ein Offizier und zeigte mir die Militärstation, in der das Kommando der Schutztruppe seinen Sitz hat. Alle übrigen Offiziere, auch der Major, waren mit der schwarzen Truppe auf Felddienstübung. In aller Herrgottsfrühe des anderen Morgens weckte mich der Offizier mit den Worten: „Aufstehen, Maler, der Große Kamerunberg liegt wieder in greifbarer Nähe vor uns. Fleißig sein! Vielleicht sehen Sie ihn sobald nicht wieder so klar wie heute, denn hier im hochgelegenen Soppo regnet es gegenwärtig immer noch.“ Ich ging und sah und malte.

Durch einen Läufer war Nachricht gekommen, daß die schwarze Truppe mit ihren Offizieren erst in einigen Tagen kommen würde, da die Wege infolge der anhaltenden Regengüsse aufgeweicht seien. Bald aber wurden wir durch Hornsignale überrascht, und die ganze Truppe zog ein. Wild und feurig wurden die schwarzen Soldaten von ihren Weibern begrüßt, die auf diesem Marsch ausnahmsweise ihre Männer nicht begleiten durften. Mit einem Male war buntes Leben rundumher. Es sah plötzlich aus, wie ein Feldlager im 30jährigen Kriege ausgeschaut haben mag. Die Weiber wuschen die durchnäßten Uniformen und putzten die Waffen, während die Soldaten schäkernd ihren Schönen die achttägigen Erlebnisse erzählten.

Auf dem Kasernenhof selbst herrschte große Sauberkeit; viele Blumen waren dort angepflanzt. Die langgestreckten Wohnhütten aus Wellblech umschlossen quadratisch den Hof. Links, beim Waschhause, ging es an dem Tage sehr rege her. Gekocht wurde an allen Ecken und Enden; denn acht Tage lang hatten die Mannschaften keinen rechten chop (spr. tschopp = Essen) bekommen, da sie während des anhaltenden Regens unterwegs kein Feuer machen konnten. Auf den Höhen über den Kasernen sah man die von riesigen Wollbäumen überragten Unteroffiziershäuschen, darüber Urwald und dann die himmelanstrebenden, strahlenförmig gefurchten Kraterwände des Großen Kamerunberges. Alles lag in herrlicher Abendsonne klar vor mir, und ich konnte daher mit Muße ein großes Bild von dem Soldatenleben und dem unverhüllten Kamerunberge malen. — Der Kommandeur war sehr liebenswürdig, und als ich ihm meine vom Oberkommando in Berlin mitgegebenen Briefe zeigte, gab er mir wertvolle Empfehlungen an die Schutztruppenabteilungen des Hinterlandes, damit ich ungehindert und unter dem Schutz der Stationen reisen konnte und ich auch gegebenenfalls farbige Soldaten erhielt, deren Unterhalt natürlich zu meinen Lasten ging. Auch wurde mir von Buea die angenehme Botschaft, daß der Gouverneur die Behörden beauftragt habe, mich in meinen Unternehmungen

in weitestgehender Weise zu unterstützen. Für Reisen ins Kameruner Hinterland sind solche Hilfen dringend nötig.

Bei Sonnenuntergang kam ich auf einem Spaziergang wieder an dem Kasernenhof vorbei. Ich hatte erwartet, daß die Soldaten nach den Marschanstrengungen gründlich ausruhten. Aber weit davon entfernt, waren sie vielmehr dabei, Tänze aufzuführen und wie toll auf Trommeln und Blechbüchsen herumzuschlagen. Viele Stämme der Westküste Afrikas waren unter den Soldaten vertreten, ebenso unter den sie bewundernden Weibern. Ethnologische Studien darf man hier nicht machen, da die Sitten und Gewohnheiten sich stark mischen.

Die Schwarzen sind gerne Soldat, und nichts Schöneres gibt es für sie, als selbst kommandieren zu dürfen. Ich sah wie Soldaten aus reiner Freude am Dienst ihren Weibern etwas vorexerzierten. Auch geldlich sind die Soldaten wohlgestellt, sie beziehen einen jährlichen Sold von 360 Mk. Um den Wert dieser Summe einschätzen zu können, sei vergleichsweise erwähnt, daß der englische „Tommy" (der gewöhnliche Soldat) 1 Mk. für den Tag und der amerikanische Reguläre 1,80 Mk. erhält. Frankreich entschädigt seine Fremdenlegionäre für ihre sklavisch-harten Dienste mit sage und schreibe vier Pfennigen den Tag! Die Schwarzen wirtschaften mit ihrem Verdienst recht sparsam; schon nach dem ersten Jahre haben sie so viel zurückgelegt, daß sie sich ein Weib kaufen können.

Hinter der Gruppe der Tänzer lag, von Urwaldbäumen umrahmt, in weiter Ferne das Meer, aus dem die Insel Fernando-Po als bläuliche Silhouette gegen den blaßgelben Abendhimmel herausragte.

Am folgenden Tage ging's wieder mit der kleinen Bahn durch Urwald- und Kakaoanpflanzungen nach Viktoria zurück.

Dort malte ich, auf der Landungsbrücke stehend, das gewaltige Gebirgspanorama in Frühmorgenstimmung. Ich hatte wieder das Glück, den Kleinen und Großen Kamerunberg frei vor mir liegen zu

sehen, zu dieser Zeit (es war Oktober) eine Seltenheit, da die Regenzeit dann meistens vorbei ist und die Trockenzeit mit ihren durch die gewaltigen Grasbrände und durch den feinen Wüstensand hervorgerufenen, alles verschleiernden Harmattannebeln eingesetzt hat.

3. Duala.

Der Dampfer „Alexandra Woermann", der bereits von Kribi (Südkamerun) zurückgekehrt war, brachte mich in einigen Stunden von Viktoria nach Duala. Ich fuhr mit einer Dampfpinasse an Land und später im Wagen nach dem an der Steilküste auf der sogenannten Joßplatte gelegenen Offiziershaus, wo ich ein schönes, luftiges Unterkommen erhielt und einen Blick über den breiten Kamerunfluß und in weiter Ferne auf den Kleinen und Großen Kamerunberg hatte.

Duala ist der natürliche Ausfuhrhafen Kameruns und kann im Kamerunfluß und dem ihm vorgelagerten Strombecken eine große Handelsflotte aufnehmen. In das mit Mangrovesümpfen umgebene Mündungsbecken ergießen sich die Flüsse Mungo, Dibambu und Wuri, die leider nur auf den unteren Strecken befahrbar sind. Die günstige Lage Dualas veranlaßte denn auch schon Mitte des vorigen Jahrhunderts deutsche und englische Kaufleute, dort Handelsniederlassungen zu gründen. Die häufig recht zweifelhafte Haltung des eingeborenen Küstenstammes der Duala zwang sie aber, ihre Geschäfte von verankerten Hulks (abgetakelten Fahrzeugen) aus zu betreiben; ihre Faktoreien waren also schwimmende Kaufläden.

Duala mit seinen Faktoreihäusern, der Woermann-Linie und der Basler-Missionshandlung.
Duala ist durch die breite Mündung des Wuri-Flusses ein natürlicher Hafen, der eine große Handelsflotte aufnehmen kann. Im Jahre 1884 hißte Dr. Nachtigal hier auf der Joßplatte die deutsche Flagge. Duala ist bereits jetzt einer der größten Plätze Westafrikas.

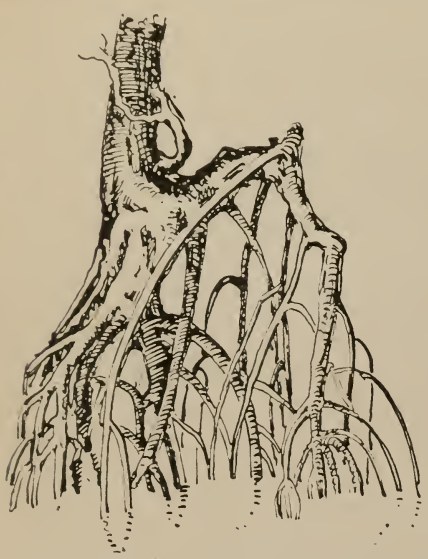
Im Jahre 1884 hißte der Generalkonsul Dr. Nachtigal auf der Joßplatte in Duala die deutsche Flagge, den Engländern nur um einige Stunden zuvorkommend, so daß nunmehr der Handel den Schutz des deutschen Reiches genoß. Der Handel Dualas mußte sich anfänglich auf die Ausfuhr der in der Nähe der Küste gewonnenen Produkte beschränken (Palmöl, Palmkerne, Elfenbein, Kautschuk), da es an Verbindungen in das Binnenland fehlte. Alle aus dem Inneren kommenden Flüsse sind unfern ihrer Mündung durch Fälle und Schnellen der Schiffahrt verschlossen, so daß gerade in Kamerun der Eisenbahnbau die Vorbedingung für die wirtschaftliche Erschließung des Innern darstellt. Dieser Sachlage entsprechend, hat man in den letzten Jahren die 160 km lange nach Nordost führende Manengubabahn gebaut, die hoffentlich bald nach dem Graslande auf Dschang und Bamum weitergeführt wird, um die dichtbevölkerten, gesunden Hochländer dem Weltverkehr anzuschließen. Eine zweite Bahn, die Mittellandbahn, wird in südwestlicher Richtung über Edea nach dem fruchtbaren, volkreichen Jaunde gebaut. In Duala werden umfangreiche Kaianlagen mit Eisenbahnen (nach Beseitigung einer im Kamerunfluß liegenden störenden Barre) angelegt, die allen Schiffen ein bequemes Laden und Löschen gestatten. Es steht daher zu hoffen, daß Duala sich nach Vollendung der geplanten Bahnbauten zu einem der besten Handelsplätze Westafrikas entwickelt.

Ich machte einen Sonntagsnachmittagsbummel in den Straßen Dualas. Die Eingeborenen, die schwarzen „Herren" und „Damen", waren in europäischer Kleidung und sahen darin fast wie Affen aus. Die schwarze Militärkapelle konzertierte auf einem Platze, auf dem die schwarzen Pärchen hin und her spazierten.

Während meines Aufenthaltes in Duala unternahm ich in einem Wägelchen mehrere Ausfahrten in die Umgebung. Zuerst fuhr ich zur Eingeborenenkaserne, die von schwarzen Soldaten erbaut und mit hübschen turmartigen Eingängen versehen ist. In den den Hof umgebenden Hütten konnte man das idyllische Familienleben der Sol-

daten beobachten. Plötzlich aber ein Hornsignal, und das Idyll ist zu Ende: die Soldaten müssen vor den Augen ihrer Ehehälften Parademarsch üben.

Später fuhr ich an einem Fluß entlang durch Alleen von Kokospalmen hindurch nach dem Wirtshaus „Zum strammen Hund" „für Eingeborene". Es wird erzählt, daß sich „Weiße" dazu gerechnet haben und sogar vor den Augen der Schwarzen betrunken gewesen sind. Hoffentlich ist das eine Fabel, denn durch derartige Entgleisungen verliert der Schwarze die Achtung vor dem Weißen, und das ist schlimm!



Mangrove.

Trotz ärgster Hitze ging ich später noch mit einem Offizier auf Käfer- und Schmetterlingsfang in die großen Mangrovenwälder. Hier in dem von Ebbe und Flut beeinflußten Sumpfgebiete stehen die Bäume auf hohen Wurzeln, wie auf hunderten von Stelzen. Oft wateten wir bis zu den Knien im Schlamm, oft balancierten wir auf halbvermorschten, umgestürzten Baumstämmen. Es war ein gefährlicher, unangenehmer Weg; aber er lohnte sich, denn wir fanden Schmetterlinge und Käfer in großer Menge. Während des Malers Auge nach den farbigsten Tieren spähte, stellte der Sammler den seltensten, oft recht schwer zu findenden Arten nach. Neben einem Baumriesen lag irgend ein Aas; diese üble Stätte war gerade ein Fundort der zartesten und farbenprächtigsten Insekten.

Ich setzte mich auf einen trockenen Platz und beobachtete von hier aus mit Muße die eigenartige mich umgebende Tropenwelt, die mehr als 100 jährigen Urwaldbäume, die Mangroven und Dra-

caenenarten mit ihren langen Stelzfüßen. Es gab im Verhältnis eigentlich nur wenig Blumen, auch nur vereinzelte Orchideen; desto zahlreicher waren zinnoberrote Blätter, die wie Blüten wirkten. Alles „Pottapotta", sagt der Schwarze von diesem Moraſtwald. Soldaten, nur mit einem Lendentuch bekleidet, waren im Walde tätig, ſich Bambushölzer zu ſchlagen, um daraus Bettſtellen herzuſtellen. Es war zu ulkig, wie die Kerle plötzlich unſerer anſichtig wurden und vor dem Offizier ſtramm ſtanden.

In Duala kaufte ich noch farbige Tücher, Decken, Meſſer, billige Taſchenuhren, Tabak, Stallaternen und Salz für meine Hinterlandreiſe als Tauſchartikel für die Eingeborenen, gab am Zollamt das Inhaltsverzeichnis meiner zahlreichen Proviant-, Zelt- und Malgerätlaſten ab und bezahlte, da die Kolonien leider noch als Zollausland angeſehen werden, 10% vom Wert als Zoll. Meinen ganzen Proviant an Fleiſch, Gemüſen und Wurſtkonſerven, Weinen, Sekt, Früchten, ſowie meine Tropenanzüge und Helme, Revolver, Gewehre, Malleinen, Farben, Pinſel, Photographiſchen Apparate, Platten, Feldbett, Tiſche, Stühle uſw. hatte ich bereits in Deutſchland gekauft, nicht ahnend, daß ich alles bei den großen Firmen Dualas, bei Woermann und der Baſler Miſſionshandlung ebenſo gut und wohl noch praktiſcher erhalten hätte.

4. Mit der Bahn durch den Urwald.

Am nächsten Tage, bereits um 5½ Uhr, beim ersten Morgengrauen, standen 15 farbige Soldaten vor meinem Bett, um das Gepäck aus dem Zimmer zu schleppen. Es hätte nicht viel gefehlt, so hätten die Negerpfoten in ihrer Arbeitswut mich auch erfaßt und mit eingepackt. Ich mußte schnell aus meinem Moskitonetz herauskriechen und mich in dem Wirrwarr von schwarzen Männern anziehen.

Unter zahlreicher Bedeckung gingen meine Sachen an den Hafen, während ich noch gemütlich meinen Morgenkaffee trinken konnte. Eine kleine Dampfpinasse, woran ein Boot mit meinen vielen Lasten gehängt war, brachte mich über den hier sehr breiten Kamerunfluß hinüber nach Bonaberi, der Anfangsstation der Nordbahn. Die Bahnverwaltung gab mir einen Salonwagen, an den ein leerer flacher Güterwagen gekoppelt war, auf dem einige Liegestühle standen. Ich konnte von meinem Wagen bequem hinübergehen und hatte dort durch den ständigen Luftzug des fahrenden Zuges angenehme Kühle. Der Betriebsleiter der Bahn begleitete mich einige Stationen weit, und dann ging's später allein ins Innere von Kamerun. Wir fuhren zuerst durch Mangrovenwälder hindurch, links und rechts Pottapotta, also morastiger Urwald. Man ist ganz überrascht, daß in diesem Gebiet eine Bahn gebaut werden konnte, — eine Kulturtat ersten Ranges! Der Bahnleiter erzählte mir von den unglaublichen Schwierigkeiten, die der Bahnbau derzeit mit sich gebracht habe. Einige der deutschen Ingenieure seien gleich nach der Ankunft wieder abgefahren, als sie die Ungunst des Geländes, den furchtbaren Morast und das böse Klima gewahrten.

Bald steigt der Zug höher und höher, die Wälder werden gewaltiger und links und rechts undurchdringlicher. Der gutgepflegte Bahndamm führt schnurgerade hindurch und läßt stets einen gewissen Fernblick frei.

Die Fahrt war wie ein Märchen. Ich saß im bequemen Liegestuhl, neben mir einige hockende Boys, die die Malsachen und den Sonnenschirm hielten. Für das Auge boten sich immer fesselndere Bilder. Hier waren Baumriesen von 50—60 m Höhe über den Bahndamm gefallen, und durch Feuer oder Sprengungen hatte man den Weg für die Eisenbahn wieder frei gemacht, dort waren unzählige Arbeitergruppen damit beschäftigt, das rasch wuchernde Tropenunkraut vom Bahndamm zu entfernen.

Ich muß wohl als Bahnbeamter angesehen worden sein; denn gleich nach dem Vorüberfahren schlug der Vorarbeiter auf die schwarzen Arbeiter ein, um sie zur Pflicht anzufeuern. Ich glaube aber von früher her den Neger zu genau zu kennen, um nicht zu wissen, daß alle Kerle in dem Augenblick, wo der Zug außer Sicht war, die Arbeit ruhig wieder niederlegten.

Mein Koch konnte, da der Salonwagen eine Küche besaß, für ein gutes Mittagsmahl sorgen. Zum Schluß mußte der Zug in Schlangenlinien starke Steigungen überwinden, denn es wurde immer gebirgiger, und in etwa 800 m Höhe waren wir bereits aus dem Küstenurwald hinaus auf freien, rot- und violettblühenden Grasflächen.

Als gerade die Sonne unterging, kamen wir in Nkongsamba, der Endstation der Nordbahn an, wo hunderte von Trägern aus dem innern Afrika, schwärzer als Ebenholz, in großer Erregung wartend dastanden; denn vor dem heranfahrenden Zuge haben sie gewaltige Angst, trotzdem der Schwarze des Graslandes sonst den Sachen des weißen Mannes verständnislos gegenübersteht.

Mir wurden zwei Räume in einem Bahnhaus zur Verfügung gestellt, wo ich mein Bett aufschlagen und die Soldaten, die Boys

und meine Lasten unterbringen konnte. Um mein Haus herum hockten die schwarzen Träger, die mich von diesem Tage an ins Innere begleiten sollten. Mein Pferd wurde in der Nähe untergebracht. Die Träger machten sich im Freien Feuer an und hantierten mit den Feuerbränden in der pechrabenschwarzen Nacht gespensterhaft herum. Auf den Koffern lagen die schwarzen Soldaten mit ihren Gewehren und bewachten meine Sachen.

Ein letzter Blick in die wilde Umgebung belehrte mich, daß eine Tagesfahrt mit der Eisenbahn mich weit ins Innere Afrikas befördert hatte. Meine Boys wirtschafteten noch bei Laternenschein herum. Ich schlief bald getrost ein, voller Freude, daß am nächsten Tage meine eigentliche Inlandreise beginnen sollte.

5. Station Bare.

Schon um 5½ Uhr wurde mir mein Feldbett fast unter dem Leibe zusammengeklappt und weggeschleppt. Ich mußte mich angesichts der ganzen schwarzen Gesellschaft baden und anziehen. Sobald der „Massa“ (Herr) fertig und alles eingepackt war, gingen die Träger im Gänsemarsch, wie es alle Eingeborenen der Urwaldgegenden machen, in Begleitung eines Polizisten und meiner Soldaten mit den vielen Lasten gen Bare. Was doch ein Kulturmensch alles gebraucht!

Es ging in den herrlichen, feuchten Tropenmorgen hinein, an vielen Gehöften mit rechteckigen Lehmhütten, die von Anpflanzungen umgeben waren, vorbei, und in 2½ Stunden war die Bezirksstation

Hängebrücke über einen Urwaldfluß. Die Eingeborenen bauen aus Lianenwurzeln Hängebrücken über die Flüsse. Diese müssen oft hoch in den Bäumen angebracht werden, damit der Mittelpunkt zur Regenzeit, wenn die Flüsse hoch angeschwollen sind, nicht ins Wasser taucht.

Bare schon erreicht. Die Bevölkerung lief in voller paradiesischer Ungeniertheit umher.

In den Farmen sah man Weiber schwer und in gebückter Stellung arbeiten. Sie trugen an einem Riemen, der meist von der Stirne gehalten wurde, einen Korb auf dem verlängerten Rücken und warfen die geernteten Knollenfrüchte, die Hauptnahrung der Eingeborenen, über ihren Kopf hinweg hinein.

Das mir von der Station Bare entgegengesandte Pferd ging ruhig wie eine Sänfte und ließ sich auch durch Zureden nicht aus der Ruhe bringen; ich konnte daher mit Muße alle Dinge der schönen Umgebung bewundern.

In Bare wurde ich von dem Bezirkschef Frank freundlich empfangen, und es wurde mir und meiner Karawane in einem auf einem Berge gelegenen Rasthaus mit herrlicher Aussicht auf das gewaltige Kratergebirge Manenguba eine geräumige Unterkunft gegeben. Mein Bett und alle Lasten wurden ausgepackt und aufgestellt, mein Koch ging gleich nach der Ankunft daran, Brot zu backen, was jeden Tag geschehen muß, da das Brot infolge der Feuchtigkeit und Wärme leicht schimmelt, und mein Waschmann bearbeitete eine große Anzahl meiner Wäschestücke im nahen Bach. (Da man als Europäer stets in Weiß geht, sammelt sich täglich viel Wäsche an.) Alles war in schönster Ordnung, und ich war so begeistert von dem Anblick des mächtigen Manengubagebirges, daß ich mich gleich trotz der Mittagshitze hinstellte, um es auf die Leinwand zu bringen. Der hohe Kerl zeigt sich nur selten in seiner ganzen Größe, und so wollte ich die Gelegenheit lieber gleich beim Schopfe nehmen, als später vielleicht vergebens warten. Heiß war es, glühend heiß, selbst meinem Duala-Boy, der einen Schirm über mein Bild halten mußte, wurde es zuviel, denn er machte die Bemerkung, daß seine Augen vor Hitze tränten, er wolle daher gerne Ablösung haben. Ich aber erwiderte ihm etwa in dem Sinne: „Wenn ich als Weißer aushalte, kann ein Neger es doch wohl erst recht."

In der für afrikanische Verhältnisse gemütlichen Wohnung des Bezirkschefs wurde gegessen und lange geplaudert, und mein Gastgeber und ich schlossen bald wirkliche Freundschaft miteinander. Wir gingen später in den Bezirksfarmen spazieren, in denen Knollengewächse, wie Süßkartoffeln (Bataten), Makabo, Yams und Kassada angepflanzt sind. Die Schwarzen bekommen diese Erdfrüchte als „chop" (Essen); denn sie sind in der Hauptsache, mehr der Not als dem eigenen Trieb gehorchend, Vegetarianer. Es fehlt ihnen eben zum Erlangen von Wild völlig an Munition für ihre altmodischen Donnerbüchsen, da das Munitionsverbot für Schwarze eingeführt ist. Nur zu Anfang der Trockenzeit, gelegentlich der großen Grasbrände, wo die aufgescheuchten Tiere vor dem Feuer fliehen, läuft ihnen Wild in die von ihnen dann aufgestellten Fallen und Schlingen. Elefanten und Büffel kann der Graslandneger mit seinen sehr einfachen Fangmitteln nur erlegen, wenn die schlauen, aus dem Hinterlande kommenden Haussa-Händler ihnen stark vergiftete Pfeile liefern; dann aber beanspruchen diese dafür den größten Teil des erlegten Wildes und das Elfenbein.

In Bare standen viele Felder voll Mais und Durrah (Negerhirse). Es war gerade die Reifezeit und deshalb waren etwa 50 bis 60 ganz kleine Negerlein angestellt, die Vögel zu verscheuchen. Sie mußten von Sonnenauf- bis -untergang (hier in der Nähe des Äquators stets von 6 Uhr früh bis 6 Uhr abends) laut schreiend und trommelnd zwischen dem bambusartigen Korn umherlaufen. Einige waren schon ganz heiser. Wie kleine, schwarze Äffchen kamen sie schreiend aus dem Bambusgrün, um ihre Verbeugung vor dem Bigmassa (großer Herr: Bezirkschef) und vor mir zu machen. Der kleinste, wohl aber der schlauste, war der Headmann (Vorarbeiter). Es sah zu putzig aus, wenn der kleine Kerl aus Wichtigkeit und in Anbetracht unserer Nähe einem großen, säumigen Jungen eine schallende Ohrfeige hinlangte, die dieser stillschweigend und ohne Murren hinnehmen mußte. Sobald ein Europäer in die Nähe kommt, deren es

hier drei gibt, machen die Jungen dreimal soviel Radau als sonst; sie arbeiten den ganzen Tag und haben keine Pause. Abwechselnd sitzen sie zur Essenszeit um ein kleines Feuer, welches sie mit trockenen Blättern und Holz nähren. Hier braten sie sich, was sie gefangen haben, Ratten, Spatzen, Webervögel.

Mitleid mit fremden Schmerzen kennt der junge und auch der erwachsene Schwarze nicht. Daher wehe uns Europäern, wenn wir uns schwach zeigen und die Autorität verlieren, so daß die Neger vor uns keine Angst mehr haben! Wir würden bald unter fürchterlichen Qualen getötet werden. Zum Glück sind wir in den Augen der Schwarzen Herrenmenschen, und so gehorchen sie willig unseren Winken. Der Anspruch der Herrschaft legt allerdings den Weißen die strenge Pflicht der schärfsten Selbstzucht auf. Es soll aber vorgekommen sein, daß Weiße sich sträflich gegen diesen Grundsatz versündigt haben, zum Beispiel erzählte mein Boy, ein etwas deutsch sprechender Duala, daß nicht nur die Schwarzen stehlen, sondern auch die Weißen; ja, in Duala hätte ein Weißer Holz gestohlen. Es ist sehr schlimm, wenn so etwas geschieht und die Kunde davon dann zu den Ohren der Schwarzen dringt.

Während des Abendessens stellte der Bezirkschef die von mir gemalten Skizzen auf eine Bank und rief seine Leute, damit sie Kritik übten. Einige Äußerungen auf Negerenglisch habe ich mir gemerkt:

„This massa pass oll massa for tek photo. He look this thing, that's all for eye. He no get photo, one time he get him. Massa get sens like cat. He look tem thing, denn hi put som stick, wo he get tri hand. After he tek som thing leik mustard, he tek som brosich bevor he put eni thing for som proper peper-so he get fine thing lik photo; but he pass him."

(Dieser Massa übertrifft alle Massa, welche photographieren. Er sieht jedes nur mit dem Auge, er hat keinen photographischen Apparat. Sogleich hat er es (das Bild). Der Massa hat Verstand

(ist schlau) wie eine Katze. Er sieht das Ding an, dann hat er einen Stock mit drei Händen (Staffelei). Dann nimmt er etwas wie Mostrich, nimmt eine Art Zahnbürste, dann tut er jedes Ding auf ein feines Papier; so hat er ein feines Ding wie eine Photographie, aber es übertrifft diese.)

Ich forderte sie auf, mir Zeichnungen anzufertigen; aber da sie zu gleichgültig waren, hatte ich sehr geringen Erfolg damit. Der eine, ein Koch, brach beim Zeichnen vor körperlicher und seelischer Anstrengung sogar in Zittern und Schweiß aus.

Am folgenden Morgen wurde ich wieder vor 6 Uhr aus den Federn getrieben, diesmal durch den Bezirksches. Das Manengubagebirge lag, von den ersten Sonnenstrahlen beleuchtet, märchenhaft schön vor unseren Augen. In sehr, sehr leichtem Gewande stand ich da und malte das Gebirge in Frühmorgenduft. Ich bin ganz glücklich, diese Stimmung erwischt zu haben.

6. Die Nkamfälle.

Meine Träger wurden in die Farm zur Arbeit gebracht; denn ich wollte einen 6stündigen Marsch nach dem großen Wasserfalle des Nkamflusses machen, um diesen Gewaltigen zu malen. Ich kam zuerst auf sehr glitschigen Wegen durch dichten Urwald. Zum Glück hatte ich kräftige Eisennägel an den Stiefeln, sonst wäre ich oft gefallen. Später ging es an Bächen entlang, durch heiße Täler, durch viele Eingeborenen-Anpflanzungen, hierauf auf einem neuen, noch in Arbeit befindlichen Weg nach dem Ort Ekom. Eine Stunde

später wieder durch dichten Wald, und dann stand ich plötzlich den beiden mächtigen Fällen gegenüber. Die Luft war ganz mit Wasserdampf angefüllt; denn aus der Höhe von 85—90 m stürzten aus dem Urwald die gewaltigen Wassermassen herab. Wegen des vielen Wasserstaubes war es schwer zu malen, ich ging aber doch daran, trotzdem ich infolge des schnellen Gehens und des Trinkens von Kaffee, in den mein Koch mir anscheinend Petroleum gegossen hatte, heftige Kopfschmerzen hatte. Reißend stürzen die Wassermassen zu Tal, der eine Fall 22 m, der andere 18 m breit. Wäre ein solcher Fall in Deutschland, so könnte er Kräfte liefern, um ganze Provinzen mit elektrischem Licht zu versorgen. Die Wasserkraft wird auf mindestens 100 000 Pferdekräfte geschätzt. Ähnlich starken Wasserfällen kann man oft in Kamerun begegnen, besonders im Hochland.

Als ich meine Malerei beendet hatte, war mein Führer weg; er weilte bei meinem Koch und den Trägern, die sich einen guten Rastplatz im Walde ausgesucht hatten. Ich irrte wohl ¾ Stunden völlig wegunkundig umher. Ich fühlte mich so krank und vom Malen so abgespannt, daß ich mich auf die nasse Walderde legen und ausruhen mußte. Zum Glück fand mich einer meiner Leute, der mich ängstlich gesucht hatte, und brachte mich zur Raststelle. Hier fand ich auch meinen bequemen Liegestuhl, und nachdem ich geschlafen und später über die Schuldigen zu Gericht gesessen hatte, brachten mich die warme Suppe, das übliche Huhn und ½ Flasche Sekt wieder ins Gleichgewicht. Durch die äußerst starke Schweißabsonderung wirkt Sekt in mäßigen Mengen genossen nicht betäubend, sondern erfrischend. Starker Alkoholgenuß bringt in den Tropen große Gefahren mit sich; leider erliegen ihm viele. Ich persönlich habe stets sehr mäßig gelebt und bin daher auf meinen Tropenreisen niemals ernstlich krank gewesen.

Eine mächtige, für diese Landschaft typische Lianenbrücke, wohl 35 m lang, führt oberhalb des Falles über den Fluß. Man darf nicht schwindelig sein, wenn man über dies schwankende, hänge-

mattenartige Geflecht aus Schlingpflanzenwurzeln hinübergeht, unter dem das kakaofarbige Wasser des Stromes dahineilt. Die Brücken sind an den Enden hoch in den Bäumen befestigt, damit die tiefste Stelle während der Regenzeit, wo der Strom hoch angeschwollen ist, nicht ins Wasser taucht.

Zum Glück war mir ein Pferd entgegengesandt worden. Trotzdem kam ich erst in dunkler Nacht todmüde wieder in Bare an.

7. Im Rasthaus Melong.

Am folgenden Tage hieß es Bare verlassen und weiter marschieren. Aber schon nach vierstündigem Ritt kehrten wir (der Bezirkschef begleitete mich ein Stück) im idyllisch gelegenen Rasthaus Melong ein, das von der Station Bare für die reisenden Europäer in Ordnung gehalten wurde. Es dauerte nicht lange, so konnte mein Koch Suppe, Brathuhn, Süßkartoffeln und Pfannkuchen auf den Tisch stellen. Am Schluß gab es eine Delikatesse für Kamerun, einen großen „Tin" (Konservenbüchse) mit eingemachten kalifornischen Pfirsichen. Eine gute Flasche Wein löschte unsern Durst.

Einige Träger sandte ich auf die ¾ Stunden entfernte Farm „Strobel und Marquard", um für meine hungrigen Menschenkinder Essen zu beschaffen. Dieses, aus Süßkartoffeln bestehend, wurde von den Soldaten in gleiche Häufchen geteilt. Dann wurden die Träger herangerufen, hinter den Haufen aufgestellt und jedem genau sein Platz angewiesen. Ich mußte die lange Reihe abgehen und aufpassen, daß jeder zu seinem Recht kam. Auf ein Zeichen

stürzten sich dann die Träger wie hungrige Raubtiere auf die Beute, und bald sah man aus allen Löchern der das Europäer-Rasthaus umgebenden Trägerhütten Rauch heraufsteigen, ein Zeichen, daß sie dabei waren, ihr Mahl zu bereiten. (Hier in der Mbo-Ebene kostet jede Portion 15 Pf., während im Hinterland 20 Pf. bezahlt werden müssen (in barem Gelde).

Der Häuptling in alter, roter englischer Husarenuniform erschien aus dem nahen Dorfe, um uns zu begrüßen und uns einige Eier und ein Huhn zum Kauf anzubieten. 50 Pf. wollte er für das Huhn haben, für 10 Eier einige Tabakblätter. (Den Genuß von Eiern und Milch kennen die Eingeborenen nicht.)

Ich malte noch eine Abendstimmung. Dann verließ mich der Bezirksleiter, und ich war allein auf mich und meine schwarzen Kerle angewiesen.

Nachdem ich noch beim Schein der Expeditionslampe einige Seiten Tagebuch geschrieben hatte, ging's zur Ruhe.

Tanzmaske.

8. Farm „Strobel und Marquard".

Ein feiner Duft lag am anderen Morgen über der frisch und jungfräulich erwachten Tropenwelt, als meine Träger loszogen und ich gleich hinterherritt. Ich zog durch die von Gebirgen umgebene, unendliche Mbo-Ebene, durch galerieartig an den Abhängen der Bach- und Flußtäler aufgebaute Wälder, meist aber durch über manneshohes, oft sogar 5—7½ m hohes Elefantengras.

Während meine Kolonne geradeaus gen Mboedu ging, bog ich bald rechts ab, um die Farm „Strobel und Marquard" kennen zu lernen, die am Abhang eines alten Kraters liegt. Von der hochgelegenen Wohnhütte, die aus Palmrippen und Lehm aufgebaut ist, hatte ich ein herrliches Panorama über die rot-gelbe, unendliche Grassteppe und auf das sie umgebende Gebirge.

Auf dem Eingeborenenpfad, der zur Farm führte, waren frische Elefantenspuren. Herr Marquard erzählte mir, daß er einige Tage vorher aus Notwehr gezwungen gewesen sei, neben seiner Hütte einen starken männlichen Elefanten zu schießen, da dieser ihn angegriffen hätte. Eine Elefantenmutter und ein Baby hätten bei ihm gegrast. „Schade," sagte Herr M., „daß Sie nicht dabei gewesen sind; es hätte ein besonders charakteristisches Kamerunbild abgegeben, wenn Sie die Schwarzen gemalt hätten, als sie beim Zerlegen des Kadavers sich stritten, prügelten und sich gegenseitig die blutigen Fleischstücke wegrissen. Glücklich war der, der einen Fetzen ergatterte und ihn auf dem Kopf, so daß das Blut an dem ganzen Körper herunterrann, heimschleppen konnte." Selbst wenn der Kadaver bereits in Verwesung übergetreten ist, reißen die Eingeborenen noch Fleisch-

fetzen herunter, um sie zu —, da es Menschen sind, muß ich wohl sagen „essen". Nach einem solchen Mahl bleiben sie oft wie die Riesenschlangen liegen und erwachen vielleicht erst einige Tage später aus dem Verdauungsschlaf. Selbst die kaiserliche Post kann darunter große Verspätungen erleiden, wenn z. B. ein schwarzer Postbote an einem gefallenen Elefanten vorbeipilgert, die Hochachtung vor der kaiserlichen Post und sein Amt urplötzlich vergißt, und sein unter der europäischen Kleidung schlummerndes Naturell durchbricht, indem er ebenfalls über den großen, saftigen Braten herfällt. Von diesem dann zu viel ißt, dann schläft und dadurch den Anschluß zur Europapost versäumt. Die Lieben daheim können dann 14 Tage vergebens auf Nachricht aus dem Hinterland von Kamerun warten.

Viele Jagdgeschichten wurden mir erzählt, auch, daß in der Mbo-Ebene außer Elefanten viele Büffel seien und daß aus zu großem Jagdeifer ein Deutscher zwei seiner Zuchtkühe erschossen habe, im Glauben, es seien Büffel. Herr Marquard mit seinem Kompagnon ist erst 1½ Jahre dort; er hat sich das Land von der Regierung auf 10 Jahre gepachtet. Durch die große Fruchtbarkeit war es den beiden Deutschen möglich, schon jetzt eine schöne Farm zu besitzen. Mit einer großen Anzahl Buckelochsen und guten Pflügen bestellen sie ihr Land und sind erstaunt, daß nicht noch mehr Europäer kommen, um Land zu erwerben. Wer bei der Farmgründung 10 000 Mk. bar hat, dabei fleißig und gesund ist und Chinin verträgt, wird hier stets eine Zukunft finden.

9. Die Ansiedelungsmöglichkeiten für Europäer in der Mboebene.

In der Mboebene, die von Eingeborenen wenig oder fast gar nicht besiedelt ist, finden sich etwa 10 000 ha fruchtbares, ebenes Land, das für europäische Unternehmungen sehr geeignet ist. Vorzüglich gedeihen dort Mais, Pataten (Süßkartoffeln) und deutsche Kartoffeln. Ob dieses Gebiet für gewinnbringendere Kulturen, wie Tabak, Baumwolle und Reis, geeignet ist, ist noch nicht genügend erforscht, aber es steht fest, daß die Ölpalme gut gedeihen würde.

Die Farm „Strobel und Marquard" ist die erste europäische Ansiedlung in diesem großen Gebiet, und die fleißigen Besitzer versprechen, über jene Fragen bald Aufklärung zu schaffen. Vor der Hand bauen sie außer allen deutschen Gemüsen im großen nur die oben erwähnten Produkte und machen ihr Hauptgeschäft durch den Verkauf von Verpflegungsmitteln an die aus dem Grasland zur Bahnspitze gehenden oder von dort kommenden großen Trägerkarawanen. Die Farm ist schon jetzt von hohem Wert, weil, wie schon oben erwähnt, in der Mboebene keine Eingeborenen, die Nahrungsmittel liefern könnten, sitzen. Diese bei der Fruchtbarkeit des Bodens auffallende Tatsache erklärt sich einerseits durch das sehr ungünstige Klima (infolge der großen Überschwemmungsgebiete gibt es dort viel Malaria und Dysenterie), andererseits durch die früheren Raubzüge der kriegerischen Stämme, die in den die Mboebene umschließenden Bergen hausen. Um diesen Raubzügen zu steuern, wurde im Jahre 1906 mitten im Mbogebiet der weit das Land überblickende Mboposten gegründet. Er ist so angelegt, daß er von einem weißen Unteroffizier

Farm „Strobel und Marquardt" in der Mboebene.
Zwei Deutsche haben in der gewaltigen, mit 5 m hohem Elefantengras bestandenen und mit Gebirgen umgebenen Mboebene Farmen gegründet, um vorerst hauptsächlich die zur Verpflegung der Tausende von Trägern, die monatlich von der Gleisspitze ins Grasland wandern, nötigen Boden-Erzeugnisse zu gewinnen.

mit einigen farbigen Soldaten leicht verteidigt werden kann. Heute, fünf Jahre nach der Errichtung des Postens, bezahlen alle Mbomänner ohne Zwang ihre Steuern, und Fälle von Widersetzlichkeit kommen selten vor. Die Bergländer, die hinter der Mboebene nach Osten hin aufsteigen, sind im Gegensatz zu dieser äußerst dicht besiedelt. Das gilt vom ganzen Hochland von Dschang, Bana und südlichen Teil des Bamendabezirkes; es erklärt sich durch den von den Sklavenjagden des Reitervolkes der Fullahs ausgehenden Druck auf Bamum, den die Bamums durch ihre Kriegszüge wieder nach Westen weiter gaben. Auf diese Weise wurden in dem verhältnismäßig schmalen Streifen zwischen dem Nkamfluß und dem Nun große Mengen von Menschen zusammengepfercht, die auf dem armen Boden nur durch harte Arbeit ihre Nahrung finden. Das Randgebirge östlich vom Nkamfluß hat dann dem Drängen der Urbevölkerung nach Westen Einhalt geboten, hauptsächlich wohl, weil die an das gesunde Höhenklima gewohnten sogenannten Graslandbewohner das ihnen nicht zusagende, mit Malaria verseuchte Gebiet der Nkamniederung und der Mboebene fürchteten. Nur sehr vereinzelt sind anscheinend einzelne Gruppen von Graslandbewohnern unter kräftigen Führern, wie den Vorfahren des kriegerischen Fontem, durch die Not gezwungen weiter nach Westen vorgedrungen. Die dichte Besiedelung der Hochländer von Bana, Dschang und dem Süden von Bamenda (teilweise bis zu 40 und 50 Menschen auf 1 qkm) sind der Hauptgrund, der der Ansiedelung europäischer Familien entgegensteht. Es gibt dort eben kein freies Land mehr, auch ist der Boden durchweg so wenig fruchtbar, daß sich schon aus diesem Grunde deutsche Bauern kaum zur Ansiedelung bereit finden würden. Günstig dagegen sind die Bedingungen in diesem Gebiet für einige (etwa acht bis zehn) europäische Viehzüchter. Freies Weideland findet sich allerdings auch nur in den Gebirgsstöcken, die das übrige Grasland überragen und die der Eingeborene nicht besiedelt hat, weil dort seine tropischen Nahrungsmittel kümmerlich

oder gar nicht mehr fortkommen; außerdem ist ihm das Klima bei seiner dürftigen Kleidung zu rauh.

Um nochmals auf die Ansiedelungsmöglichkeit von Europäern in der Mboebene zurückzukommen, möchte ich einige interessante Aussprüche des Herrn Oberförsters Schorkopf (Buea), der auch die Mboebene bereist hat, hier wiedergeben (Amtsblatt vom 1. Februar 1911): „Was dem Boden der Mboebene nottut, ist vor allen Dingen Ruhe; hört das jährliche Grasbrennen der Eingeborenen auf, so wird in kurzer Zeit das Gebiet sich bewalden, bzw. bebuschen, und eine mehrjährige Waldbrache wird einmal den Boden an Humus anreichern, der jetzt durch das Feuer regelmäßig zerstört wird; außerdem werden die Waldbäume mit ihren Wurzeln den Boden auf größere Tiefen erschließen, als es die Gräser vermögen. Auch werden die kleinen und kleinsten Lebewesen, vom Regenwurm bis zum Spaltpilz, ihre so ungemein segensreiche Tätigkeit erst entfalten können, wenn sie durch Wald vor dem Feuer geschützt sind. — Es ist anzunehmen, daß schon vorhandene Holzarten sich in der Mboebene bald weiter verbreiten, wenn der Jungwuchs nicht stets durch die Grasbrände vernichtet wird. Der entstehende Wald soll dann nicht Selbstzweck sein, sondern nur Mittel zum Zweck. Das Elefantengras wird verdrängt, und an seine Stelle treten dikotyle (zweisamenlappige) Unkräuter des sekundären Waldes, die viel Humus produzieren. Ist der Boden erst in besserer Verfassung, so braucht nur so viel Wald erhalten zu bleiben, als nötig ist, um die Neuentstehung großer Grasflächen und somit das Brennen zu verhindern. Im übrigen können ertragreiche Farmen angelegt werden und namentlich auch Ölpalmenkulturen. Das unterhalb Sandschu sich in das Randgebirge hineinstreckende Tal ist fast rein mit Palmen bestanden."

Also im gesunden, dicht besiedelten Grasland ist für Europäer-Niederlassungen kein Raum mehr! Im Hochgebirge für einige Viehzüchter, und die noch nicht besiedelte Mboebene ist besiedelungsfähig für Europäer, die Chinin vertragen.

10. Durch die Mboebene.

Gleich nach dem Mittagessen gab der eine der Herren mir das Geleit. Er wußte Richtwege, auf denen er hoffen konnte, mich an einen Elefanten heranzubringen. Er erzählte mir, daß ein Herr vor einem Monat vor der Rasthütte sogar fünf Elefanten gut habe photographieren können. Es würde mir Freude machen, wenn ich auch einige der Dickhäuter zu Gesicht bekäme; denn das Anschauen der Fußspuren ist doch immer nur ein recht schwacher Trost.

Im Busch sprang eine kleine Antilope hoch und verschwand bald — das einzige Wild, was wir an dem Tage erblickten. Dabei war ich in der wildreichsten Gegend Kameruns. Na, vielleicht in den nächsten Tagen!

Ein Tornado (Wirbelsturm) mit Wolkenbrüchen überraschte uns, und statt schneller zu reiten, mußten wir absteigen, um unsere Pferde auf dem glitschigen, zinnoberroten Lateritboden nicht ausgleiten zu lassen. Bis auf die Haut durchnäßt kamen wir gerade zum Abendessen in der Rasthütte Mboedu an. Ich opferte in Anbetracht des schönen Sonntags eine Flasche Champagner. Zur Bereitung eines Omelettes hatte mein Koch vier Eier vom nahen Häuptling kaufen können. Er war aber sehr betrübt, als nur zwei gut waren; die beiden anderen waren bereits angebrütet und daher ungenießbar. Dabei hatte der Häuptling gerade für diese beiden so viel verlangt wie für zwei junge Hühner, denn „aus den Eiern wären ja bald Kücken gekommen."

Als mein Gast wieder zu seiner Farm zurückgekehrt war, bat der eine meiner beiden Soldaten mich um die Erlaubnis, sich ein

Huhn kaufen zu dürfen. Der andere Soldat war ohne mein Wissen zum Baden gegangen. Im Trägerhaus aber waren Streitereien unter den Trägern ausgebrochen. Um diese im Keime zu ersticken, erschien ich dort und ließ durch den Headmann zwischen die Schuldigen schlagen, um die Kämpfenden zu trennen. Dann brach über alle Schuldigen, auch über den ohne Erlaubnis fortgegangenen Soldaten das Strafgericht los.

Drei Träger kamen später zu mir, redeten wild auf mich ein und beschwerten sich, daß ein Soldat einem der ihrigen eine Ohrfeige gegeben hätte. Ich ließ den Soldaten kommen und hörte, daß der Träger eine meiner Kisten mutwillig heruntergeworfen hatte, wobei viele Gläser mit Eßsachen entzweigegangen waren. Ich sah mir den Schaden an, und das ganze Palaver (die Verhandlung) endete damit, daß ich beschloß, den Kerl einige Tage später auf der Station dem Arm der Gerechtigkeit zu übergeben, da er zu böswillig war. Täte ich es nicht und ließe ich so etwas durchgehen, so würden mir die Kerle bald auf der Nase herumspielen, namentlich in der Zeit, wo ich als einziger Weißer ihnen ganz alleine gegenüberstehen würde.

In der Frühe des folgenden Tages ritt ich ungeschickterweise wieder hinter meinen Trägern her. Ich sah viele frische Elefantenspuren und noch dampfende, kugelige Losung. Wäre ich voraufgeritten, hätte ich wohl manchen Dickhäuter überrascht. An den Spuren sah ich, daß die Tiere schnell vor uns ausgerissen waren und versucht hatten, einen etwa 2 m hohen Lehmabhang hinaufzuklettern, was ihnen nicht gelungen war; vielmehr war das eine dabei sogar auf die Knien gefallen. Meistens führten die Fußspuren in den dicken, roten Schlamm, der, mit hohen Raphiapalmen bestanden, ein undurchdringliches Dickicht bildet, in dem selbst so große „Viecher" schwer zu finden sind, da sie durch das Wälzen im Morast dieselbe Farbe bekommen, wie der Schlamm selbst.

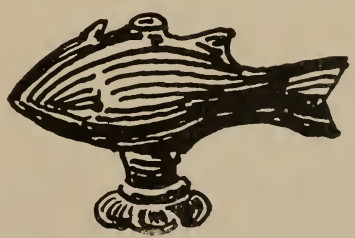
Oft sah der Weg aus, als wenn statt meiner Träger eine Menagerie

entlanggekommen sei. Ich äugte und horchte scharf von meinem Pferde aus und glaubte oft Geräusche zu hören, die sich wie das Trompeten von Elefanten anhörten. Es war aber der Wind, der das Elefantengras sich aneinander reiben ließ.

Oft sah ich auf dem Regierungswege Weiberkolonnen beschäftigt, das Unkraut zu entfernen. Diese Arbeit ist in den Tropen, wo alles üppig hervorschießt, keine Kleinigkeit.

Viele Brücken führten über die zahlreichen Bäche und Flüsse. Meine holde „Rosinante" hatte es sich aber in den Kopf gesetzt, niemals eine Brücke zu benutzen, sondern stets durch die Flüsse zu waten. Das erste Mal setzte ich wohl mit Hilfe des Pferdejungen meinen Kopf durch. Aber Hitze macht müde, und so siegte vom zweiten Male an das Pferd. Immerhin konnte ich mich damit trösten, daß auf mich das Wort „der Klügste gibt nach" zutraf.

Plötzlich tauchten mitten im Wege etwa acht schöngebaute Eingeborene auf. Sie wichen nicht wie alle anderen seitwärts ins Gras, sondern blieben ruhig stehen. Der eine reichte mir sogar die Hand, zum Zeichen, daß er ein Häuptling sei. Ich reichte ihm die meine, sprang ab, sprach einige passende oder unpassende Worte und gab mit einer Handbewegung kund, daß ich wünschte, von ihm durch sein Dorf geleitet zu werden. Bereitwilligst ging er unter großen Respektsbezeugungen voran.



Schwarzes Tongefäß, Fisch darstellend.
(Süd-Kamerun.)

11. Im Ölpalmenwald bei Sanschu.

In glühender Mittagshitze saß ich später wieder mit Tropenhelm und Schirm auf dem Pferde. Es ging am Schluß stark bergauf, durch herrliche Urwaldvegetation, immer höher, bis wir das Unterkunftsdorf Sanschu erreicht hatten. Mein Rasthaus lag direkt am Felsabhang, umgeben von dichten Ölpalmenwäldern. Mein Wortschatz reicht nicht aus, um die feenhafte, weite Aussicht von hier aus zu beschreiben. Eine unendlich weite Ferne, zu Füßen ein wogendes, grünes Meer von Ölpalmen, daranschließend die große Mboebene mit ihren verstreuten Urwaldparzellen, rechts hohe, fast bis zum Gipfel mit Urwald bestandene Berge. Einige duftige Gebirgssilhouetten gaben dem ganzen Bilde den Abschluß.

Das Manengubagebirge war allmählich ganz in den Hintergrund zurückgetreten. Schnell wurde gegessen, da ich die Zeit nicht abwarten konnte, um von dem herrlichen Panorama eine genaue Studie zu malen.

Für europäische Begriffe war das Rasthaus, das ich dann noch in Abendsonnenbeleuchtung malte, nur ein einfacher Stall mit einem Palmblätterdach und einem Balkon, von wo man die Fernsicht bequem vom Liegestuhl aus genießen konnte. Ich war bald müde, da ich von 6 bis 12 Uhr in entsetzlicher Tropenhitze geritten war; aber ich durfte mir keine Ruhe gönnen, wenn ich meine Aufgabe, Kamerun in Bildern wiederzugeben, lösen wollte. Bald konnte überdies die Harmattanzeit einsetzen, und dann wäre es zu spät zum Malen gewesen, da, wie schon erwähnt, der durch die Grasbrände hervorgerufene feine Dunst alle Fernsichten verschleiert.

Blick auf die Ölpalmhaine und die Mboebene von Sanschu. Ein Meer von Ölpalmen liegt uns zu Füßen. Erst wenn die Kameruner Nordbahn bis dahin weitergebaut ist, wird eine nutzbringende Verwertung dieser kostbaren Rohprodukte stattfinden können. Die Mboebene ist umschlossen von hohen Gebirgsmassen.

Während des Malens kam ein nahewohnender Häuptling zu mir und brachte mir das übliche Huhn und zehn Eier. Er nahm meinen Auftrag, für meine sämtlichen Leute Essen zu besorgen, entgegen, und um 5 Uhr fand wieder die „Fütterung" statt.

In der Küche entdeckte ich später, daß der Koch zwei schöne Stücke Schweinebraten vorrätig hatte. Er sagte, er sei von ihm selbst gekauft, aber wahrscheinlich war er ihm vom Häuptling für mich übergeben worden, denn dieser verlangte von mir dafür einige Tauschartikel. Ich bedeutete ihm, daß ich am Abend außer Huhn und Bohnensuppe auch Schweinefleisch auf dem Tisch zu sehen wünschte; denn schon damals war mir das Buschhuhn durchaus zuwider, und dabei war es erst der Anfang meiner Hinterlandreise.

Dem Häuptling in dem großen, im Ölpalmenwald liegenden Dorf machte ich meinen Gegenbesuch. Links und rechts von einer breiten Dorfstraße lagen je 20 Langhütten. In der Mitte des Dorfplatzes befand sich eine Stange, bei der die Versammlungen abgehalten wurden. Hier lag auch das Trommelhaus. Sechs Signaltrommeln verschiedener Größe lagen darin und wurden eifrig bearbeitet. Eine Ziege war entlaufen, und das wurde, um sie wieder zu bekommen, durch Trommelzeichen den benachbarten Ortschaften berichtet. Ich hatte Auftrag gegeben, daß nach dem im hohen Randgebirge liegenden Mbo-Militärposten meine Ankunft gemeldet würde, damit der dortige Unteroffizier Bescheid wüßte und für Verpflegung meiner Leute schon jetzt Sorge tragen könnte. Ich hörte aber durch Trommelantwort, daß der Unteroffizier abwesend sei, um in Dschang einen kranken Kameraden zu vertreten.

Während des kurzen Dämmerlichts (es dauert in den Tropen immer nur einige Minuten), als ich diese Tagebuchblätter schrieb, hörte ich, daß fortwährend getrommelt wurde und erfuhr durch meinen Boy, der leider nicht alles verstand, daß sie sich über meine Person unterhalten hätten. Sie erzählten von mir und meinen Photos, womit sie meine Farbenstudien meinten.

Jetzt wurde ich auch noch Arzt, denn ein Eingeborener aus dem Dorfe war mir gefolgt und bat um Hilfe. Sein Bein hatte eine große Wunde und war stark angeschwollen. Ich ließ das Bein antiseptisch reinigen, verband es und stellte die Diagnose: „Sandflöhe". Sandflöhe sind winzig kleine Tiere, die sich in die Haut der Menschen bohren, namentlich in die Fußzehen der barfuß gehenden Neger, dort Eier legen, dadurch Eiterungen verursachen, die bei Vernachlässigung so weit fortschreiten, daß Fußzehen, Füße und bisweilen sogar das ganze Bein vereitert und angefressen wird. Der Europäer läßt sich jeden Abend die Füße durch die Boys nach Sandflöhen absuchen. Sie können in den ersten Tagen ihres Einbohrens durch ein Holzstäbchen leicht entfernt werden. Ein Weib, das einem Soldaten gehörte, wurde von ihrem Manne herbeigeführt, da es Fieber hatte. Der Kopf war heiß. Ich gab Chinin, und die Kranke war bald wieder gesund. Die Hausapotheke von Dr. A. Dessauer (München) mit ihren klaren Beschreibungen hat mir unterwegs große Dienste geleistet.

Über die unendliche weite Fläche hatte die Nacht bereits ihre Flügel gedeckt. Nur die Bergriesen standen noch scharf gegen den lachsfarbigen Horizont, über den sich schwül und schwer hohe Wolkenmassen ballten, so schwer, als ob sie die zarten Töne der Ferne erdrücken wollten.

Im unter mir liegenden Dickicht krachte es fortwährend. Es waren Elefanten, die zur Tränke gingen, und später kam eine Herde Büffel. Das Geräusch wurde immer stärker und unheimlicher, von der Last der schweren Körper zerbrachen die starken Baumäste wie Streichhölzer. Dann wurde es stiller; nur mein Boy, der deutsch sprach und von der schwarzen Militärkapelle in Duala alle neuen Gassenhauer gelernt hatte, pfiff „Hupf, mein Mädelchen, hupf mit mir" usw.

Die Träger schliefen bereits mit vollgefüllten Leibern, nur die Soldaten, der Koch und die Boys saßen noch herum und erzählten sich Geschichten. Mein Boy renommierte, daß er Dualamann und

Sohn des „Königs" Bell sei. — (Bell ist in Europa gewesen und dort so verwöhnt worden, daß es eine Schande ist. Als er wegen schweren Verbrechens arretiert wurde, fand man einen Brief bei ihm, worin ihm von einem weißen Mädchen geschrieben wurde, daß sie stolz sei, daß er, ein „König", sie einfaches Bürgermädchen erkoren habe, um sie zur Landesmutter seines großen Reiches zu machen. Welch erstauntes Gesicht würde die junge Dame machen, wenn sie sähe, welch untergeordnete Stellung hier ein solcher schwarzer Dorfschulze der Küste einnimmt. Schmachvoll, aber leider wahr!)

Jetzt ist es völlig dunkel geworden. Das Trommeln der Eingeborenen hört sich unheimlich an. — Gute Nacht!

Tanzmaske,
die wagrecht auf dem Kopf getragen wird.

12. Der Wert der Ölpalmen für uns und die Eingeborenen.

Der Eingeborene hat eine unglaubliche Fertigkeit im Erklettern der Ölpalme. Er verfertigt sich dazu aus fester, elastischer Rinde einen Steigreifen, der um seinen Körper und um den Stamm geht. Der Palmenstamm ist gerippt. Wenn nun der Schwarze einen festen Halt mit seinen Füßen gefunden hat, so schiebt er den Ring hoch und folgt selbst nach. Oben, zwischen den Blattansätzen, holt er die 50 bis 60 cm großen, zusammenhängenden Ölfruchtdolden heraus und läßt sie hinunterfallen. Die kleinen, rotgelben Früchte werden aus dem Fruchtbündel gelöst und durch Kochen oder Stampfen vom äußeren ölhaltigen Fleisch befreit.

Ich sah oft in den Urwaldbächen, da wo ausgehöhlte Steine lagen, Weiber damit beschäftigt, das Ölfleisch im Wasser durch Stampfen vom harten Kern zu lösen und so das wertvolle Öl gewinnen. Das Öl schwamm natürlich oben und konnte leicht abgeschöpft werden, während die Fasern und die harten Kerne auf den Grund der Steinmulden sanken. Die Kerne werden neuerdings, trotz der großen Trägerkosten, an die Kameruner Nordbahn befördert, wo jetzt eine große Ölfabrik gebaut worden ist, die gut geht.

Mit dem Palmöl brät sich der Eingeborene sein Essen und

reibt sich damit seinen Körper ein; daher stammt der typische Geruch mancher Neger. Auch bildet das Öl für ihn den wichtigsten Verkaufsartikel. Mit den Blättern der Ölpalme bedacht er sein Haus, während er zu den Balken und Dachsparren die Rippen der Raphiapalmblätter nimmt, die eine Länge bis 20 m erreichen.

Durch Anzapfung der Öl- und Raphiapalme gewinnt der Neger seinen Mimbo (Wein). Die Anzapfung geschieht am Stamm. Unter die Schnittfläche hält er seine Kalabasse (Kürbisflasche), die dann voll Mimbo läuft. — Im Palmenstamme selbst hält sich eine Art dicker Engerlinge auf, die der Schwarze eifrig sucht und als Delikatesse verspeist. Die Europäer nehmen zuweilen das Mark der Krone, schneiden es in feine Scheiben und machen einen wohlschmeckenden Salat daraus. Das Holz der Palme findet als Schmuckholz Verwendung, und die zerschlissenen Blätter dienen als Bindestricke beim Hausbau; die schmalen, langen Blattstreifen werden zu rohen Korbflechtereien verwendet.

13. Bauweise der Eingeborenen an der Küste und in der Mboebene.

Bevor ich diese Landschaft verlasse und ins Hochplateau des Graslandes weitermarschiere, möchte ich noch rückblickend von der Bauart der Hütten sprechen.

Alle Hütten der Tiefebene haben ein langgezogenes Rechteck als Grundform. Sie sind in drei Räume geteilt. Der mittlere bildet eine offene Diele mit der Feuerstelle. Hier spielt sich, allen sichtbar,

das Leben und Treiben der Bewohner ab. Links und rechts sind dunkle Wohnräume.

Wenn sich an der Landstraße, die oft erst wenige Jahre alt ist, Zeilendörfer befinden, so sind sie meist auf behördliche Anordnung entstanden. Die Eingeborenen wohnen lieber weit ab von der Straße, damit sie nicht so leicht zur Arbeit geholt, aus ihrer Faulheit aufgeschreckt oder durch Vorüberwandernde geschädigt und beunruhigt werden können. Denn ein kleines, schwarzes Schweinchen oder einige Hühner zu vermissen, liebt selbst der Schwarze nicht. Eingeborene in schwer zugänglichen Gebirgshöhen, die sich nicht zur Arbeit stellten, werden an solchen Straßen angesiedelt.

Dem Neger beliebt es in seinen Farmen nur seine Weiber arbeiten zu lassen; er als männliches Wesen zieht vor „auszuruhen". Jetzt wird er aber, wenn er keine Steuern bezahlt (6 Mk. jährlich), zur Feldarbeit auf die Stationen und als Träger herangeholt. Allmählich gewöhnt er sich an Arbeit, und unsere Kolonien und der Wohlstand der Neger werden so immer mehr aufblühen.

Die Hütten in der Ebene vor Sanschu haben denselben Grundriß, wie die im Bezirk Bare. Jedoch ist die Halle nach allen Seiten geschlossen, und nur eine kleine Tür führt in das Innere. Unter dem weit vorspringenden Dach befinden sich die Signaltrommeln und die etwa 4 cbm fassenden Getreidespeicher, die aus Palmenstengeln so dicht geflochten sein sollen, daß keine Schädlinge hineinkommen können. Von dem vielen lästigen Getier kann ich ein Liedchen singen, ich mußte z. B. in jener Nacht alle Koffer der Kakerlaken wegen fest verschließen. Eine leere Champagner- oder Weinflasche war tags darauf bis oben voll von diesen großen Tieren, die wohl in den Flaschenhals hineinkriechen konnten, aber ihren Weg nicht wieder zurück fanden und später von den Boys herausgeschleudert und dann totgetreten wurden.

14. Der Mboposten.

Gestern noch stundenlang in der Ebene zwischen Elefantengras geritten, heute schon auf nebeliger Höhe in völlig europäischem Klima und bereits außerhalb der Grenze der tropischen Urwälder, im Militärposten Mbo! Um mich herum sogar saftig grünes Weideland, worauf Kühe und Ziegen grasten. Wenn die vielen nackten, schwarzen Kerle um mich herum nicht gewesen wären, hätte ich mich in eine herrlich gelegene Sennhütte in den Alpen versetzt glauben können; denn wohin das Auge blickte, ragten aus den duftigen Nebelschleiern hohe Gebirge hervor. Nur nach einer Seite sah man Teile der weiten Mboebene, deren Ende man nicht absehen konnte, da der Horizont mit dem Duft des Himmels verschmolz. Es war nicht leicht, die feinen Nuancen auf das Papier zu bringen, denn alles war Duft in Duft.

Ich will nun erzählen, wie ich hierher kam. Wir zogen um 7 Uhr von Sanschu los, immer bergauf durch die märchenhafte Vegetation des Urwaldes. Die Waldriesen waren von blühenden Winden übersponnen, oft so dicht, daß man nichts mehr von ihnen selbst sah. Noch nie schaute ich so viele Blumen und blühende Stauden wie bei diesem Aufstieg. Gewaltige Kehren mußten genommen werden, in ihrem Winkel rauschte stets ein Wasserfall, den man lange Zeit vorher schon hören konnte.

Ich bin viel gegangen, um so recht die großen Eindrücke auf mich wirken zu lassen. Im größten Staunen stand ich da, wenn die Vegetation einen Fernblick über das Meer von Ölpalmen, auf die unendlich weite Mboebene und das Gebirge frei ließ.

Auf einer hohen Bergspitze sah man dann die Feste Mbo thronen,

die die ganze Umgebung beherrschte. Ihr strebte ich mit meiner Karawane nun entgegen. Ein weißer Unteroffizier hält hier mit 15 schwarzen Soldaten das Regiment über die vielen kriegerischen Gebirgsstämme. Um das Haus des Unteroffiziers führt wie im Mittelalter um eine deutsche Burg eine hohe Mauer mit Schießscharten. Viele eingeborene Zwangsarbeiter schleppten von weit her Lehm und Ton für die kleine Stationsziegelei herbei; es sollten daraus Steine gebrannt werden, um noch weitere feste Häuser für die Zwingburg zu bauen.

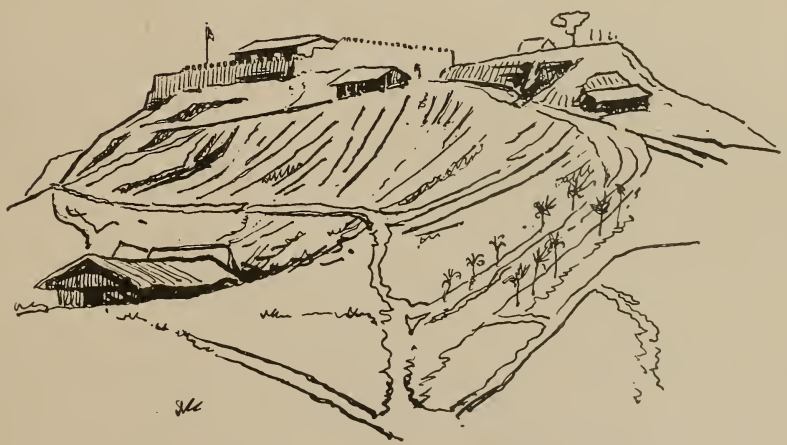
Ich habe hier viel gemalt; nur war ich vom Chinin, das man jeden vierten Tag als Schutzmittel gegen Malariafieber einnehmen muß, schlechter Laune, hatte Ohrensausen und war sehr abgespannt. Zum Glück konnte ich mich wenigstens hier ohne das atembeklemmende Moskitonetz zur Ruhe legen, da es so hoch oben keine Mücken gibt.

Am anderen Morgen berauschte ich mich gleich am Sonnenaufgang. Die Sonne stand glühend rot mitten im violetten Harmattan-Nebel, und die ganzen Gebirgsmassive, die unter uns lagen, waren silhouettenartig verdunkelt, je mehr sie in meine Nähe rückten. Bald darauf trat die Sonne aus der Dunstschicht heraus und überstrahlte alles mit ihrem intensiven Licht. Ich habe mit affenartiger Geschwindigkeit und in fieberhafter Aufregung malen müssen, um dies gewaltige Panorama in einigen Augenblicken auf die Leinwand zu bannen; denn in den Tropen ändert sich das Stimmungsbild binnen weniger Minuten völlig.

Hinter mir standen meine Träger mit den Lasten, sahen zu und warteten auf einen Wink, loslaufen zu können. Wie schwarze Ameisen zogen sie mit hellen Kisten auf den Köpfen im Gänsemarsch auf der Straße dem Rastdorf Fossong Wentschen zu. Ich ritt mit meinen Boys, die die Malsachen trugen, und den Soldaten gemütlich hinterher; zuerst einige Zeit bergab, dann wieder stundenlang durch Urwald. Es war ein richtiger Märchenwald, durch den

wir zogen, alle Bäume, auch die großen Baumfarne, waren von unten bis oben dick mit rotbrauner Moosflechte, ähnlich unseren Rübezahlbärten, umpolstert. Dicht gedrängt hing das Moos von den Zweigen herab, und es entstanden komische Figuren, so daß man oft glaubte, rotbraune Orang-Utangs zu sehen, die sich bewegten. Es war aber stets nur der Wind, der mit den Moosfiguren spielte.

An einer Quelle des Märchenwaldes machte ich Rast. Rechts und links befanden sich steile Abgründe, und es boten sich feenhafte, weite Alpenfernen. Auf dem ganzen 7stündigen Wege trafen wir nur einige schwarze Straßenarbeiter und einige zum Markt wandernde Weiber. Wir stiegen auf 1800 m, um dann bis auf 1500 m wieder bergab zu wandern. Vor mir in weiter Ferne sah ich bereits das Europäer-Rastgehöft Fossong Wentschen, mein heutiges Ziel.



Der Militärposten „Mbo".

15. Im Rastdorf Fossong Wentschen.

Der Häuptling von Fossong Wentschen trug, wie die meisten Graslandhäuptlinge, ein etwa 15 bis 20 qm großes, blaues Lendentuch zwischen den Beinen und eine gestickte Mütze in Form eines Zuckerhutes auf dem Kopfe. Er war von vielen schöngebauten Jünglingen, die seine Gefolgschaft bildeten, begleitet. Ich gab ihm die Hand, die er eilig ergriff, da dies das Vorrecht des Häuptlings ist. Er begleitete mich zum erhöht liegenden Europäer-Rasthaus. Links und rechts von diesem standen eine große Anzahl viereckiger Lehmhütten mit runden Strohdächern. In diesen brachte ich meine Leute unter.

Das Haus, in dem ich wohnte, bestand aus einer großen Diele, aus einem mit dieser verbundenen Schlafraum und aus einer Kammer für die Boys.

Als ich ankam, wurden gerade einige Hütten von etwa 50 singenden Eingeborenen erbaut; ich konnte von Anfang an die Erbauungsart der weitverbreiteten Graslandhütten verfolgen.

Zuerst wurde der Hausplatz gereinigt und glatt gestampft und dann ein Quadrat von 4 m Seitenlänge abgesteckt. Die vier quadratförmigen Hauswände und die Decke waren einzeln grobmaschig aus Raphiapalmenstengeln fertiggestellt und mit Rindenbast verschnürt. Sobald der viereckige Hauskasten, welcher durch vier in die Erde gerammte Eckbalken Festigkeit erhielt, stand, wurde der an allen Seiten 50 cm überragende, runde oder ovale Dachboden daraufgelegt und mit den vier dreieckigen Dachteilen zu einer Pyramide verschnürt. Die Seitenwände wurden mit leuchtend rotem Laterit-lehm beworfen und geglättet; dieser war vorher von Weiberfüßen

durch Beimischung von Wasser in einer in der Nähe befindlichen Grube zerstampft worden. Das Dach wurde mit Elefantengras dick bedeckt.

In zwei Tagen ist ein solch großes, typisches Graslandhaus fertig und beziehbar. Aber es steht nur vier Jahre, denn das Baumaterial hält nicht länger dem Tropenregen und der Hitze stand. Man denke sich bei der großen Bevölkerung im Grasland, wieviel Raphia für den Bau der unzähligen Häuser gebraucht wird. Dann erst kann man begreifen, daß der Besitz der Raphiawälder oft zu Kriegen unter den einzelnen Stämmen geführt hat.

Der Häuptling wich nicht von meiner Seite. Er sah zu, wie ich mich wusch und wie ein weißes Tuch auf den Tisch gelegt wurde. Daß es ein Bettlaken war, bemerkten er und ich nicht. Ich erlaubte ihm, kleine farbige Vervielfältigungen meiner Südwest- und Ostafrikabilder anzusehen. Das tat er mit Freuden und rief seine Schar Jünglinge heran, um mit ihnen vereint die Bilder zu betrachten. Da er alle als seine Söhne ausgab, mußte ich es ihm wohl gewähren. Die Porträts der schwarzen Weiber aus den anderen deutschen Kolonien erregten sein Mißfallen, da er sie nicht schön genug fand. Über das Porträt einer Hottentottin war er aber sehr erstaunt und rief unter Lachen immer den Namen „Dschang", denn auf der Station sind vom Südwestkriege her noch viele Hottentottengefangene, die er dort gesehen hatte und nun auf meinem Bilde wieder erkannte. Auch als ich aß, sahen alle zu, und da ich den Häuptling ehren wollte, gab ich ihm Whisky-Soda zu trinken, dasselbe Getränk, das ich als Weißer zu mir nahm und das deshalb in den Augen der Schwarzen etwas ganz Besonderes war. Später verlangte er ein Geschenk von mir. Ich reichte ihm Tabak, worauf er meinte, Zigarren wären ihm lieber! Ein schönes Stück Zeug, das er von mir bekommen hatte, nahm er geringschätzig an, zerriß es in zwei Teile und gab es zwei kleinen Mädchen, die vergnügt damit von dannen liefen. Nun wollte ich aber auf diese Frechheit hin meine Ruh' haben und gab dies durch

energische Handbewegungen zu erkennen. Als das nichts half, ließ ich ihn durch einen Soldaten hinauswerfen.

Vor meiner Hütte lag auf der roten Erde eine Matte; dorthin begab er sich und hielt Audienz. Ich war erstaunt, daß jeder, der mit ihm oder mit mir sprach, die Hand vor den Mund hielt. Ich erfuhr, daß die Eingeborenen des Kameruner Graslandes dieses als Ehrenbezeugung tun, damit ihr unreiner Atem nicht den Europäer und den Häuptling belästige. Die Eßportionen für meine 29 Träger, die mittlerweile auf dem Hof aufgestapelt worden waren, zählte der Häuptling bereits zum zwölften Male nach, der rotuniformierte Dschangbote tat dasselbe, um mir dadurch begreiflich zu machen, daß er bis zur Zahl 7 deutsch zählen konnte. Nach Nr. 7 verfiel er aber in das Negerenglisch, ein fürchterliches Kauderwelsch, aber hier im Verkehr mit den Schwarzen die unentbehrliche Umgangs- und Gerichtssprache. Es ist nur gut, daß unsere deutsche Sprache nicht so vergewaltigt wird, wie hier die englische. Angenehm ist es auch, daß man sich mit seinesgleichen ruhig deutsch unterhalten kann, ohne daß ein Boy es versteht.

Der Häuptling erschien wieder und wollte durchaus von mir gemalt werden. Da er eine ulkige Erscheinung war, willigte ich schließlich ein. Ich mußte aber erlauben, daß seine 30 Jünglinge neben mir stehen blieben, zusahen, grinsten und faule Witze machten. (Wenn ich es heute schreibe, so muß ich doch über mich den Kopf schütteln; ich war eben noch Anfänger in Kamerun und glaubte, schwarze Häuptlinge besonders gut behandeln zu müssen.) Der Häuptling sprang oft von einem Bein auf's andere; ob um gelenkig zu bleiben, weiß ich nicht. Später wollte er durchaus sein Porträt haben, das schlug ich ihm natürlich ab. Mit 2 Stücken Zucker, etwas Rotwein, 1 Flasche Selterwasser und 1 Mk. wurde er abgefunden. Als Gegengeschenk erhielt ich eine Götzenstatue. Dem Überbringer gab ich dafür 1 m blaues Zeug und etwas Petroleum; darüber war er ganz glücklich.

Jetzt kamen andere Eingeborene und hielten mir Fünfzigpfennigstücke hin und redeten auf mich los. Mein Dolmetscher kannte die Sprache nicht, und daher erfuhr ich erst aus drittem Munde, daß alle bei mir für 50 Pf. Petroleum kaufen wollten, da sie mich meiner vielen Proviantkisten wegen für einen Kaufmann hielten.

Der Häuptling, der sich noch länger auf dem Rastplatze aufgehalten hatte und meinen Tabak rauchte, rannte urplötzlich wie besessen auf mich zu, gab mir die Hand und eilte den Berg hinauf zu seiner zwei Stunden entfernt liegenden Residenz, alle Jünglinge hinterher. So

Das Rasthaus in Fossong Wentschen.

war's plötzlich still auf dem Platze geworden, denn die arbeitenden Weiber waren auch ihrem Häuptling nachgeeilt. Ich übergab den beiden Soldaten die Wache über das Haus und meine Habseligkeiten, da ich einen Spaziergang in die naheliegenden Negeranpflanzungen machen wollte, wo noch viele Weiber bei der Feldarbeit waren, sich aber sofort versteckten, sobald ich auf dem Wege in ihre Nähe kam.

Von weitem sah ich zurückschauend das Rastgehöft und konnte genau beobachten, wie ein Kerl mit einem Gegenstand aus meinem Hause lief und eilig die Flucht ergriff. Ein schriller Pfiff von mir, — und schlaftrunken kamen die Soldaten, die nicht aufgepaßt hatten,

aus ihrer Behausung. Sie hatten natürlich nichts von dem ganzen Vorgang bemerkt. Ich war wütend. Zurückgekehrt, mußte mein Dolmetsch, der kleine Knirps, meine Strafpredigt übersetzen, welches er in derselben Tonhöhe tat, in der ich sie sprach. Es sah zu drollig aus, wie die beiden schwarzen Soldaten stramm standen, der kleine Kerl von einem zum andern lief, sich wichtig tat und sie mit meinen Worten anschnauzte. Ein Befehl meinerseits, „muff" und sie verschwanden, Besserung versprechend.

Was der entlaufene Kerl mir wohl gestohlen hat? bestimmt etwas auf Befehl des Häuptlings.

Plötzlich ertönte ein Lärm auf dem Raſtplatz; im Gänsemarsch näherten sich 500 schwarze Träger aus Dschang, die als Arbeiter nach Nkongsamba gebracht werden sollten. Alle waren unbekleidete, stumpfsinnige Menschen, die sich willenlos zu je 50 in die kleinen Rasthäuser pferchen ließen. Ich hatte geschätzt, daß 20 Menschen schon einen Raum ausfüllen würden; aber da sie ganz regungslos da hockten, indem sie ihre Beine dicht ans Gesäß zogen und auch so schliefen, war es doch möglich.

Viele Meilen im Umkreis bin ich der einzige Weiße, umdrängt von mindestens 560 Schwarzen. Ich schreibe bei mattem Lampenlicht meine Erlebnisse des Tages. Neben mir steht eine hutgroße, rote, herrliche Blumendolde des Tulpenbaumes. Daneben an der Wand lehnt das Geschenk des Häuptlings, das große Götzenbild und glotzt mich an, auf dem Erdboden liegen grobgeflochtene Matten, wie sie auch als Bekleidung der Wände und als herunterzulassender Vorhang vor dem Halleneingang dienen.

Gleich bei meiner Ankunft in Fossong Wentschen hatte ich einen Boten nach Dschang gesandt, damit man dort wüßte, daß ich am Nachmittage des folgenden Tages dort eintreffen würde.

Noch hieß es einen langen Tagesritt machen, um Dschang zu erreichen. Dann gab es drei Rasttage.

Wie jeden Abend, so machte ich vorm Schlafengehen einen Gang

durch sämtliche Hütten, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei. Die Träger hockten um ihre Feuer, murmelten miteinander oder schliefen. Als ich eintrat, schnellten alle in die Höhe, ohne darauf zu achten, ob sie dabei in die glühende Kohle kamen. Infolgedessen verzichtete ich darauf, in weiteren Hütten Inspektionen vorzunehmen.

Als tags darauf die von der aufgehenden Sonne beschienenen Wolken das von meinem Lager sichtbare Bild beleuchteten, zogen mit wenig Geräusch, in der kühlen Morgenluft frierend, die 500 Träger im Gänsemarsch an meiner Hütte vorbei, jeder mit einem Messer an der Seite. Noch sind sie völlig nackend; aber durch die Arbeit werden sie Geld in die Finger bekommen, sich zwar vorerst immer nur Essen und Essen kaufen, dann aber später Kleider, sie werden allmählich mehr Ansprüche bekommen und schließlich gerne arbeiten, um Geld zu verdienen und ihren Mehransprüchen genügen zu können. Sie werden so allmählich Steuerzahler, die sich unter der Obhut des Deutschen Reiches wohl fühlen. Auch werden sie merken, daß sie nicht mehr auf Tod und Leben ihren Häuptlingen unterworfen sind, da sie das viel mildere Gericht des Weißen anrufen können. Den Häuptlingen ist ihre frühere Willkür völlig genommen, wenn sie auch noch immer von den Deutschen als wichtige Mittelspersonen benützt werden und dementsprechend auch dafür gesorgt wird, daß diese Stellung ihren Untertanen gegenüber respektiert wird. Die Häuptlinge müssen bei ihrem Volk auch die Steuern eintreiben und sie auf den deutschen Stationen abgeben. Hätten die Deutschen die Macht der Häuptlinge völlig gebrochen, so würde ein großer Stab weißer Beamten zur Aufrechterhaltung der Ordnung nötig sein.

16. Im Dschang-Bezirk.

Der Weg von Fossong Wentschen bis zur Station Dschang wurde mir recht lang; mir waren von der kalten Nacht die Glieder steif, und jetzt wurde es so heiß, daß Roß und Reiter schnell ermüdeten. — Zum Glück erhielt ich etwa $2^1/_2$ Stunden vor Dschang ein neues entgegengesandt, wodurch neue Lebensgeister über mich kamen. Ich zog meistens in Tälern an kleinen Bächen, die mit Raphiapalmen bestanden waren, entlang. Das an den Bergabhängen eng bebaute Land erinnert an eben gepflanzte, sauber gehaltene Weinberge. Die Station Dschang war immer und immer noch nicht zu sehen. Da ich von den Reisestrapazen abgespannt und müde war, habe ich kaum je einen Ort so herbeigewünscht wie Dschang. Ich traf eine Trägerkolonne von 1000 Zementfaßträgern, die vom Endpunkt der Nordbahn kamen und sich ängstlich unter den Busch und am Abhang hinauf verkrochen und als Begrüßung in die Hände klatschten, als ich bei ihnen vorbeiritt. Daß die Festung Dschang noch weiter massiv ausgebaut werden sollte, merkte ich an diesen vielen Zementlasten, und noch mehr wurde mir dies bewußt, als ich an einer großen Ziegelei vorbeikam, wo hunderte von Eingeborenen dabei waren, mit ihren Füßen roten mit Wasser vermischten Lehm zu zerstampfen Ziegelsteine zu formen und zu brennen. Hier traf ich meine vorausgesandte Karawane; ich setzte mich an die Spitze, und zum Glück war dann bald Dschang erreicht, eine Steinfestung auf einem baumlosen Hochplateau, umgeben von vielen im Eingeborenenstil erbauten Soldatenhäusern und Tischlerwerkstätten. Ich sah einen Weißen aus der Festung treten, mir winken und entgegengehen;

meine Leute flüsterten sich zu „der Kommander". Endlich war ich bei ihm. Es war Hauptmann Rausch, der mich zu dieser Kamerun-Inlandreise eigentlich veranlaßt hatte.

Plötzlich war alles anders geworden. Ich saß in einem geräumigen Eßzimmer am sauber gedeckten Tisch, vor mir herrliches Essen, kein Buschhuhn mit Reis mehr; es gab sogar Erdbeeren in Hülle und Fülle, überhaupt alle frischen Gemüse und Salate wie in Deutschland; denn ich war allmählich in solche Höhe gelangt, wo in dem gesunden Klima, das unserem heimatlichen etwa entspricht, fast alle Gemüse der Heimat gedeihen. Kühe sah ich draußen auf der Weide gehen, und Wagen, von Ochsen gezogen, fuhren vorbei.

Die Spaziergänge, die wir unternahmen, waren für mich stets interessant. Besonders fesselten mich die massiven Anlagen des Stammhofes für das große Farmdorf und die Eingeborenen-Ackerbauschule. Die Ställe waren voll von gutem Muttervieh. In der Mitte des Hochplateaus stand das Haus des Lehrers, des wissenschaftlich gebildeten Landwirtschaftsleiters, der früher die Kolonialschule Witzenhausen an der Werra besucht hatte.

Hier werden die Eingeborenen belehrt und ihnen mustergültige Farm- und Viehzuchtbetriebe gezeigt; zwei Jahre dauert der Kursus. Die schwarzen Schüler gehen dann heim, bauen Ställe, und werden diese vom Lehrer für gut befunden, wird ihnen für wenig Geld von der deutschen Regierung Vieh überlassen, das sie unter ständiger Aufsicht der Station großziehen und verwerten. Ebenso erhalten sie Aussaat, vor allem deutsche Kartoffeln, die hier oben besser wachsen als die einheimischen Süßkartoffeln.

Jedes Vierteljahr ist Häuptlingsversammlung, zu der alle Dschang-Häuptlinge in farbenprächtigem Festschmuck kommen, um Steuern zu zahlen und um Vorträge über Kulturen von Kolabäumen, Ölpalmen, Kartoffeln, Gemüsen und anderen nützlichen Dingen zu hören, damit sie später die gewonnenen Kenntnisse ihren Untertanen vermitteln können. Eine solche Versammlung

war für mich die willkommenste Gelegenheit zu interessanten Kostümstudien.

Einige farbenprächtige Häuptlingshüte sind in meinen Besitz gekommen. Der eine, 70 cm im Durchmesser, sieht aus wie eine mächtige Sonnenblume. Ein Kranz von zinnoberroten und einer von grünlich-schillernden, schwarzen Papageienfedern umschließen den schwarzen Federkern. Jede einzelne der unzähligen Federn ist so kunstvoll auf Bambusstäbchen befestigt, daß sie in der tellerförmigen Hutoberfläche stets ihren richtigen Platz einnimmt. Ein Federkreis ragt immer genau passend über den nächsten herüber. Alle Bambusstäbchen sind mit buntem Zeug umwickelt und an ihrem Ende so geschickt — ich möchte sagen, so raffiniert einfach — auf einer Fläche festgeknüpft, daß ein Anziehen am Flächenmittelpunkt genügt, um die ganze Federpracht in ein kleines Paketchen zusammenzuraffen.

Ein zweiter Hut würde in seiner ganzen Prachtentfaltung eine Pappschachtel von 83 zu 83 cm Grundfläche und 96 cm Höhe zur Verpackung benötigen; zusammengeklappt dagegen nur eine von 19 zu 19 cm Grundfläche und 49 cm Höhe. Bei diesem Gebilde ist jede Feder besonders auf einem langen Federkiel befestigt. (Unsere Modedamen könnten von diesen zusammenklappbaren Hüten für ihre gegenwärtigen Riesenkopfbedeckungen lernen, wie sie aufs bequemste unterzubringen sind!) Das Ende jedes Kieles ist kunstvoll an einem großmaschigen, mützenartigen Bastgeflecht eingehakt, so daß sich auch hier durch einen Druck die ganze Federherrlichkeit geordnet ausbreitet. Bei diesem Federschmuck sind hauptsächlich schwarzglänzende und dunkelblaue Hahnenfedern verwendet worden.

Zur Vervollständigung der Toilette ziehen sich die meisten Häuptlinge zwischen den Beinen hindurch im Lande gewebte, dunkelblaue, mit weißen Zeichnungen versehene Baumwoll-Lendentücher (5,80 m lang und 2,50 m breit), die von einem Fischotternfellgürtel um den

Leib gehalten werden. Man kann sich denken, wie breitbeinig die Häuptlinge bei dieser gewaltigen örtlichen „Stoffansammlung" gehen müssen!

Männer und Frauen des Kameruner Graslandes sind über den ganzen Körper tätowiert und tragen um den Hals reichen Perlschmuck.

Zusammenklappbare Federhüte der Graslandhäuptlinge.

17. Deutsche Militärstationen im Hinterland von Kamerun.

Mir fiel auf, daß im zerklüfteten Hochland sehr viele befestigte Militärstationen aufeinander folgen (Mbo, Bana, Dschang, Bamenda usw.). Dies erklärt sich erstens daraus, daß die Bevölkerungsdichtigkeit für afrikanische Verhältnisse hier auffallend groß ist, z. B. im Dschangbezirk 35 bis 40 Menschen auf 1 qkm. Der zweite Grund ist die Unübersichtlichkeit dieses sehr zerrissenen Berglandes, das infolge seiner tiefeingeschnittenen Schluchten und hohen Gebirgskämme den Verkehr von Ort zu Ort ungemein erschwert. Die Besetzung mit Festungen macht sich bezahlt, da die Regierung durch sie in der Lage ist, die einzelnen Dorfschaften viel genauer zu kontrollieren, als es sonst möglich wäre. Nur hierdurch kann den vielen Fehden der einzelnen, nahe aneinander liegenden Ortschaften allmählich ein Ende bereitet und ein großer Teil der Bevölkerung zur Besteuerung herangezogen werden. Die Steuerleistung im Dschanggebiet z. B. bewegt sich seit 1908, dem Jahre, in welchem die Steuer eingeführt wurde, in ständig aufsteigender Linie und erreichte im Etatsjahre 1910 die Summe von 145 000 Mk.

In Deutsch-Südwest-Afrika waren, wie früher in Kamerun, die Stationen meist als offene, weitläufig angelegte Plätze gebaut. Man versuchte dort, als der Krieg ausbrach, schnell kleine Befestigungen zu schaffen, was natürlich in der Eile nur unvollkommen gelingen konnte. Diese Lehre hat man in Kamerun beherzigt und legt nun im Innern überall kleine Befestigungen an, in denen sich die im Bezirk ansässigen Europäer mit einer, wenn auch nur schwachen, schwarzen Besatzung

beim Ausbruch eines Aufstandes leicht einige Zeit halten können. Zu diesem Zweck lagert in diesen Forts ein eiserner Bestand an Munition, Waffen, Verpflegungs- und Arzneimitteln. Da die Verpflegungsvorräte infolge des Einflusses des Klimas schnell verderben, umgibt man die Stationen mit Farmen, aus denen sich die Besatzung im Notfall ihren Unterhalt holen kann. Um nun diese Befestigungen widerstandsfähiger gegen etwaige Angriffe zu machen, erbaut man sie fast überall aus gebrannten Ziegelsteinen, die in der Nähe der Stationen in eigenen Ziegeleien hergestellt werden. Daraus werden auch allmählich die Häuser für die Europäer und die farbigen Angestellten aufgeführt. Gerade im hochgelegenen Graslande ist der Ersatz der früher benutzten, nach Eingeborenenart errichteten Häuser durch massive Gebäude von größerem Wert, weil sie besseren Schutz gegen das rauhe Klima gewähren. Dschang liegt z. B. 1450 m hoch.

Militärstation Dschang.

18. Erzählung eines schwarzen Dolmetschers.

(Lanschi aus Bali, seit 1902 im Dienst der Station Dschang.)

„Zur Zeit, als Herr Conrau in Banguba lebte, war ich Pflanzungsarbeiter. Ich sollte mit Herrn Conrau ins Hinterland, um Arbeiter anzuwerben und Raritäten einzukaufen. Als wir an die Grenze kamen, erzählten uns die Leute im Dorf Mbo, das am Eintritt ins Bangwagebiet liegt, daß dort geschossen würde.

Wir gingen aber doch hinein, und der alte Häuptling Fontem begrüßte meinen Herrn, schenkte ihm sogar eine Ziege, Planten (d. h. Bananen) und Palmöl. Am nächsten Morgen begaben wir uns in das Gehöft des Häuptlings und fragten ihn um Raritäten (ethnographische Gegenstände). Dieser wollte aber keine geben, sondern erkundigte sich nach dem Verbleiben seiner Untertanen, die er früher einmal dem Herrn Conrau als Arbeiter zur Küste mitgegeben hatte. Darauf erzählte Herr Conrau, daß einige tot seien, da die Leute die Buschkost der Küste nicht vertrügen. Auf das hin behauptete Fontem, daß er von benachbarten Leuten gehört habe, daß der Weiße alle seine Leute getötet hätte. Herr C. sagte, dies sei nicht der Fall gewesen, sie seien lediglich an Krankheiten gestorben. Er solle nur ruhig einige Leute nach Buea senden, um dort zu erfahren, daß er die Wahrheit spräche. Darauf erwiderte Fontem: „Du Weißer bleibst hier, ich schicke meine Leute nach Buea um nachzusehen, ob es wahr ist.“ Das tat er auch. Herr C. sandte aber auch Boten mit einem Brief nach Buea, worin er um Hilfe bat.

An einem der nächsten Tage kam Fontem mit vielen, mit Haumessern und Speeren bewaffneten Graslandleuten und umzingelte

Conraus Haus. Dieser glaubte, daß er getötet werden sollte, weshalb er von seiner Hütte aus Fontem erschießen wollte. Wir rieten ihm, es nicht zu tun, da es dann üble Sachen gäbe und man nicht wüßte, was aus Conrau und uns werden würde. Es geschah nichts. Herr C. und Fontem wechselten die üblichen Höflichkeiten, und hierauf zerstreute sich der Auflauf.

In der folgenden Nacht hörten ich und der Monroviajunge Manga, der auch Angestellter von Herrn C. war und mit mir in einer Hütte schlief, welche 100 Schritt von Herrn C.s Häuschen entfernt lag, daß im Häuptlingsdorf getrommelt würde, um das ganze Volk zusammenzurufen. Wir vernahmen sogar Schüsse. Ich sagte zu meinem Genossen: „Du, Manga, es ist besser, wenn wir den Herrn wecken; anscheinend wollen die Fontemleute ihn töten.“ Wir gingen ins Haus und sahen, daß unser Herr nicht darin war und wahrscheinlich zu fliehen versucht hatte. Wir bekamen auch Schüsse und flüchteten deshalb in den Busch (Urwald). Wir wußten nicht, woran wir waren, irrten durstig und hungrig umher und wurden einige Tage später von Fontemleuten gefangen und zum Häuptlingsplatz gebracht. Dort lag der abgeschlagene Kopf und eine Hand von Herrn Conrau und zwei weitere Köpfe von Balileuten, die auch Angestellte des Herrn C. gewesen waren. Der alte Fontem sagte zu mir: „Siehst du, Lanschi, jetzt werde ich wahrscheinlich einen großen Krach mit den Europäern bekommen; ich bin nicht schuld an seinem Tode, er hat sich selbst das Leben genommen.“

Ich hörte dann von einem meiner Dorfgenossen, der dabei war, als Herr C. in der Nacht flüchtete, folgendes: „Auf der Flucht wurden wir von Fontemleuten angehalten und gefragt, wohin der Weiße in der Nacht wolle. Herr C. vernahm dies und glaubte, er solle von den Leuten mit Gewalt wieder zurück nach Fontem gebracht werden (das Dorf trägt stets den gleichen Namen wie sein Häuptling). Herr C. schoß sofort sein Gewehr auf die Leute ab. Diese feuerten zurück und verwundeten Herrn C. am rechten Fußknöchel, aber so leicht, daß

er noch weitergehen konnte. Er rastete auf einer kleinen Anhöhe, wohin viele Fontemleute ihm folgten. Herr C. schoß, was er noch an Patronen hatte, auf sie ab. Zuletzt drückte er seine Pistole los, die zwölf Patronen faßte, und tötete zwei Leute. Mit der letzten Kugel nahm er sich selbst das Leben durch einen Schuß in den Mund."

Ich und der Monroviajunge Manga haben die abgeschnittenen Köpfe gesehen und an dem Kopf des Herrn C. aus den zu erkennenden Verletzungen entnommen, daß er sich selbst mit seiner Pistole in den Kopf geschossen hatte.

Der alte Fontem wollte uns, wenn die Weißen kämen, diesen entgegenschicken, damit wir sie über den wahren Sachverhalt aufklären könnten.

Wir wurden vier Monate festgehalten und bekamen während dieser Zeit ausreichend zu essen. Außer uns waren noch vier Balijungen des Herrn C. gefangen. Als vier Monate um waren, kam eine europäische Expedition, um Fontem zu bekriegen. Ich sollte nun auf Befehl des alten Fontem dieser entgegen gehen, um Frieden bitten und die Sachlage erzählen. Um seine friedliche Gesinnung zu beweisen, bekam ich einen großen Elefantenzahn und vier Ziegen mit, als Geschenk an die Weißen. Der Expeditionsführer, dem ich die Friedenssachen überbrachte, sagte, Fontem solle selbst kommen! Ich kehrte mit dieser Botschaft zu Fontem zurück. Fontem erwiderte, er wolle alles bezahlen, was der Weiße verlange, und dann erst selbst kommen. Damit war der Expeditionsführer nicht einverstanden und sagte mir, daß, wenn Fontem jetzt nicht sofort erschiene, eine große Strafexpedition in sein Land abgesandt würde. Unterdessen verbreiteten Taleleute bei Fontem das Gerücht, ich stecke mit den Weißen unter einer Decke und wolle behilflich sein, Fontem zu töten. Ich wußte nichts davon und ging ruhig auf dem Wege nach Fontem weiter. Als ich an das Grenzdorf Mombo kam, warnten mich bereits die Eingeborenen. Auch war die andere Seite des Grenzflußes von Fontem-

leuten stark besetzt. Als ich dies sah, floh ich in den Busch und kehrte in meine Heimat Bali zurück."

Soweit die Erzählung des schwarzen Dolmetschers. Ich interessierte mich natürlich für die Fortsetzung der Geschichte und erfuhr von zuverlässiger Seite Weiteres:

Um den Tod Conraus zu rächen, wurde 1899—1900 eine Expedition der Schutztruppe unter Hauptmann von Besser nach Bangwa geschickt, die bereits an der Grenze starke Verluste erlitt. Es gelang wohl einem Teil der Expedition, bis zum Dorfe Fontem vorzudringen und es zu zerstören; aber eine nachhaltende Wirkung konnte nicht erzielt werden, weil mehrere Europäer so schwer verletzt wurden, daß sie ihren Wunden erlagen oder längerer Pflege bedurften. Anderseits wurde die Expedition zu noch dringenderen Aufgaben in den Ossidingebezirk berufen.

Als 1900 die Schutztruppe um eine Kompagnie vermehrt worden war, unternahm der damalige Kommandeur Pavel mit drei Kompagnien einen neuen Zug gegen Bangwa (Fontem). Fontem gab sofort den Widerstand gegen diese Truppenmacht auf und versprach, alle Friedensbedingungen zu erfüllen. Er hielt aber sein Wort nicht, weil die Expedition sein Land nach kurzer Zeit wieder verlassen mußte, um endlich, nach reichlich zehn Jahren, Zintgraffs Niederlagen bei Bandeng (im jetzigen Bamendabezirk) zu rächen. Fontem wagte es sogar, eine kleine Abteilung der Truppe, die in sein Land geschickt war, um von ihm die Erfüllung der Friedensbedingungen zu fordern, von neuem anzugreifen, so daß diese sich bei der großen Übermacht der Fontemleute auf die Dauer nicht halten konnte. So mußten im darauffolgenden Jahre noch einmal zwei Kompagnien gegen Fontem gesandt werden, die in fünfmonatigem Guerillakrieg Fontem niederzwangen. (Fontem liegt im stark zerklüfteten, 900 m hohen Randgebirge. Das Land ist sehr unübersichtlich, Ölpalmen wechseln mit Busch, und überall herrscht das Unterholz vor. Einen Schritt vom Wege kann sich ein Schwarzer verbergen und aus dem nahen Hinterhalt

den Vorübergehenden niederknallen.) Zur Festhaltung der schwer errungenen Erfolge wurde nunmehr auf dem Häuptlingsplatz des alten Fontem eine Station errichtet. Nach vierjähriger Erziehung durch diese Station, deren Europäer infolge des sehr ungesunden Klimas und des äußerst anstrengenden Berggeländes sehr litten, wurde sie höher hinauf in das gesunde Grasland (1450 m hoch) nach Dschang verlegt. Die Fontemleute sind seit dieser Zeit nicht wieder aufsässig gewesen, sondern recht brauchbare Untertanen und Steuerzahler geworden. Dieser Erfolg ist nicht zum wenigsten dem jetzigen Häuptling Fontem, dem Sohn des alten Widersachers der Regierung, zuzuschreiben.

Als die Station Fontem-Dorf gegründet wurde, erschien dieser damals 15jährige Jüngling als Fon (d. h. Häuptling), und man behauptete, der alte Fontem sei tot. Dem war aber nicht so; er lebte und hat sicher bis vor kurzem seinen Sohn bei der Verwaltung seines Landes in sehr geschickter und regierungsfreundlicher Weise unterstützt.

Erst im Jahre 1911 erfuhr die Bezirksverwaltung durch einen Zufall, daß der alte Fontem noch lebe und im Bangwaland sein großes Dorf habe. Es gelang, ihn aufzuheben, und nun sitzt er in der Verbannung in Garua.

Büffelschädel.

19. Das Bambutogebirge und der Regierungsviehposten Djuttitsa.

Meine Reise in das Bambutogebirge trat ich am frühen Morgen an; sie führte mich durch starkbevölkerte und dichtbebaute Ortschaften den Bergen entgegen.

In Dschang bekam ich 26 neue Träger, 2 Soldaten, einige Dschangboten als ortskundige Führer und einen neuen, tadellosen Koch, der auf meiner ganzen darauffolgenden Reise für mein leibliches Wohl sorgte. Das harte Buschhuhn mit dem nach Petroleum schmeckenden Kaffee war zum Glück ein für allemal von meiner Speisekarte verschwunden.

Mein Dualaboy und der Waschmann waren bei mir geblieben; nur hatten diese Herren jetzt ihre eigenen Boys hinter sich herlaufen. Der hochfeine Koch hatte außer fünf Trägern bzw. Boys seine Mami (Frau) mit, die die Buschwege wußte und oft besser und kürzer als der ortskundige Bote führte. Mein Personal war schon nach der im Bambutogebirge gelegenen Sennerei Djuttitsa vorausgeschickt; nur unsere persönlichen Boys und die Träger, die das Malgerät, den Tisch, den Stuhl und die Eßkiste trugen, blieben bei uns. Der Stationschef Hauptmann Rausch war von 14 Soldaten umgeben und hatte sein anderes Volk auch schon vorausgesandt. Nach zweistündigem Ritt wurde bereits gerastet und gefrühstückt: „frische Dschangbutter", „deutsche Mettwurst" und dann „Whisky mit Selterwasser!" Im Liegestuhl konnte man bequem seine Gliedmaßen von sich strecken und darauf gestärkt den Aufstieg in die Berge beginnen. Zuerst ritten wir noch auf der breiten, im Bau befindlichen, für Ochsenfuhrwerk ein-

LIBRARY
MUSEUM OF AFRICAN
318-A STREET, NORTHE
WASHINGTON, D.C. 2

gerichteten Straße, die bis nach Djuttitsa führt und an der mit hunderten von Schwarzen noch gearbeitet wurde. Dann gings auf Buschwegen durch meist bebautes und bewohntes Land hoch hinauf auf den Regierungsviehhof „Djuttitsa".

Die Bambutoberge fallen nach Süden, da, wo sich die Viehweiden von Djuttitsa befinden, ganz allmählich ab, jedoch finden sich in diesen sanft abfallenden Hochweiden einzelne ganz schroff abgesetzte Felsabstürze. Man kann aber zwischen diesen bis auf den Kamm des Gebirges reiten. Erreicht man ihn, dann ändert sich das Bild vollkommen; das Gelände stürzt plötzlich, wie mit dem Messer abgeschnitten, viele Hundert Meter in das Buschland ab. Dieses Buschgebiet ist teilweise tief in das Gebirge hineingesägt. So ist das Dorf Sabe im Buschlande nur 11 km von der Spitze der Bambutoberge (2700 m hoch) entfernt, liegt aber auf 300 m Höhe, was einen Höhenunterschied von rund 2400 m ergibt. Aus diesen Buschniederungen steigen täglich unglaubliche Mengen Feuchtigkeit in Form von Wolken hoch. Diese werden durch meist westliche Winde gegen die schroff abstürzenden Mauern des Randgebirges (und dazu gehört das Bambutogebirge) gepreßt. Die Wolken können aber wegen des Gebirges und wegen der vielen Schluchten, in denen sie sich fangen, nicht über das Gebirge hinweggetrieben werden, sondern bleiben in dichten Ballen an den Kämmen der Berge hängen. —

Die Viehvorwerke sind in der Nähe von Bachläufen angelegt, damit das Vieh leicht getränkt werden kann. Außerdem sind in den Schluchten die Winde nicht so heftig; infolgedessen sind die sehr feuergefährlichen Grashäuser dort der Gefahr der Grasbrände weniger ausgesetzt als auf freien Höhen. In den einzelnen Vorwerken von Djuttitsa werden gewöhnlich 120—150 Stück Rindvieh, einschließlich Jungvieh, gehalten; diese Zahl ist von den farbigen Aufsehern leicht zu übersehen, und die Trennung des Viehs in solch kleine Herden, die auch beim Weidegang durchgeführt wird, vermindert die Gefahr von Tierkrankheiten. Bei Ausbruch von Seuchen können die Herden

völlig getrennt werden. In den Stall getrieben werden zur Trockenzeit nachts nur die Allgäuer Zuchtbullen, ferner ein Teil des Milchviehes, kranke und daher der Pflege bedürftige Tiere und solche, die kürzlich geboren haben. Ob sich später bei den Kreuzungsherden eine regelrechte Ankörung nach heimischer Art wird durchführen lassen, ist eine noch offene Frage. Man wird jedoch mit Stallhaltung des Viehes nicht zu weit gehen dürfen, da es sonst seine Widerstandsfähigkeit gegen das rauhe Klima verliert. Damit aber würde man auch von dem Zuchtziel, welches sich die Regierung gesteckt hat, in erster Linie Vieh für Eingeborene zu züchten, abkommen; denn Stallfütterung durch Eingeborene wird sich auf lange Zeit hinaus nicht durchführen lassen, weil die Leute in der ganzen Viehhaltung noch Anfänger sind. Nur während der kalten Regenzeit wird in Djuttitsa alles Vieh in seine gemeinsamen Ställe geführt, damit es gegen die Unbilden der Witterung geschützt ist. Bei jedem Viehvorwerk, auch bei denen der eingeborenen Fons (Häuptlinge), die unter der Aufsicht der Station stehen, da sie von dieser Vieh überlassen bekommen, werden mit Hilfe des aus dem Stall gewonnenen Düngers Farmen angelegt zur Erzeugung des fürs Vieh nötigen Kraftfutters und der für den Hirten nötigen Verpflegung. —

Auf den hohen Lagen der Bambutoberge, etwa von 2400 m ab, wehen während der Regen- und Übergangszeiten bisweilen so starke Stürme, daß der unbekleidete Eingeborene dem Klima erliegt. — Die Grasflächen über 2100 m kommen daher für jene Jahreszeit als Weiden kaum in Betracht, sie werden lediglich in der Trockenzeit genutzt, wo jene Stürme fehlen. — Oft sind gerade in Höhen von 2300 m die wundervollsten Weiden; sie können aber aus dem vorhin erwähnten Grunde nur in der Trockenzeit als Reserven verwertet werden, wenn unten wegen Dürre Futtermangel eintritt. — Ein Mittel, das sich recht gut bewährt hat, um die Weiden auch während der Trockenzeit grün zu halten, ist das Mähen der Weiden am Ende der Regenzeit. Es entwickelt sich dann mit dem letzten Regen ein

kurzes, saftiges Futtergras, das sich lediglich durch die Nachtfeuchtigkeit grün erhält. — Es wird außerdem versucht, die Weiden durch Düngung mit dem in den Vorwerken gewonnenen Dünger noch weiter zu verbessern. Die ersten Versuche sind recht vielversprechend.

Ich hatte an einem Bachlauf meine Staffelei aufgestellt, um das vor mir liegende Bild zu malen: links und rechts saftige Wiesen mit unzähligen gelben Blumen bestanden, im Hintergrunde in zarten Harmattantönen das Felsmassiv des Bambutogebirges. Inmitten einer großen Viehherde, die langsam zur Tränke kam, trabte, seiner Kraft bewußt, der große schwarzbraune Allgäuer Bulle; ihn umgab weibliches Buckelvieh aus Adamaua. Es folgte aus dieser Kreuzung stammendes Vieh, welches bereits mehr nach dem Vater geschlagen war und ohne den Buckel der Mutter herumlief. 380 Stück Vieh sind in Djuttitsa und in seinen Vorwerken untergebracht, sie werden von einem Allgäuer Sennen beaufsichtigt, während die Oberleitung über den Stammhof in Dschang, über die Eingeborenenschule und über Djuttitsa der Stationschef, Herr Hauptmann Rausch, hat.

Ich war ganz begeistert von dem hier Geschauten und ließ mir daher viel erzählen und mir die Vorwerke zeigen. Wäre doch die Nordbahn erst bis zum Grasland weitergeführt! Die vielen Europäer an der Küste und die Dampfer der Woermannlinie und später auch die Eingeborenen in Duala könnten dann mit frischem Fleisch, Butter und Milch leicht versorgt werden. Ein Hintreiben des Viehes nach Duala ist der Tsetsefliege und der großen Abnahme des Fleischgewichtes wegen fast unmöglich. Dem starkbesiedelten, aber nicht fruchtbaren Dschangbezirk wäre es zu gönnen, daß die großzügigen, gut eingeschlagenen Viehzuchtversuche Resultate zeitigten und Geld ins Land käme. Das ist aber nur möglich, wenn die Eisenbahn weitergebaut wird. Zum Aufstieg der Bahn aus der Mboebene in's Grasland wären wohl viele Tunnels nötig. Hat die Bahn aber erst mal die Höhe erklommen, dann ist die Weiterführung ins Hinterland nach Bamenda, Bamum usw. nur eine Frage der Zeit, da

keine Geländeschwierigkeiten mehr im Wege liegen wie beim Aufstieg.

Daß ich mich in bedeutender Höhe befand, merkte ich während der Nacht in meinem Zelt. Vier Wolldecken genügten nicht. Ich zog allmählich meine ganze Winterkleidung an, fror aber dennoch und mußte am folgenden Morgen meine Hausapotheke befragen, um zu erfahren, was gut gegen „Rheumatismus" ist. —

Selbst im Hochgebirge ist ein Stationschef nicht unbelästigt. Bald erschien ein Häuptling mit einem Angeklagten und viel Volks zur Gerichtsitzung. Ein Untertan hatte dem Häuptling nicht gehorcht. Das schrie doch zum Himmel! Deshalb mußte der weiße Richter angerufen werden. Auch ich blieb nicht unbeschäftigt. Der große Häuptling Bàfu Fondong, der gehört hatte, daß ich seinen Kollegen Foto in Dschang mit zweien seiner Häuptlingsweiber in großer Gala gemalt hatte, erschien hier oben vor meinem Zelt in phantastischem Aufzug mit fünf schwarzen weiblichen Speckengeln. Ich hatte viel zu tun, um ihn und seine Haremsauslese zu porträtieren. Er hatte, wie alle Graslandhäuptlinge, einen farbenprächtigen Federhut mit einer langen Hutnadel auf dem Kopf befestigt, der, meistens kahl rasiert, nur am Hinterkopf einen dicken, verfilzten Haarbusch hat. Bàfu Fondong war fürchterlich dick, und stets zeigte er eine wohlwollende Miene. Man sah ihm an, daß er stolz war, verewigt und durch das Bild später dem deutschen Volke vorgeführt zu werden.

20. Bamengang.

Eines Mittags ging die ganze Karawane von Djuttitsa wieder los, Bamengang entgegen. Die Träger voraus und ich mit meinem Freunde Rausch und dem Sennen hinterher. Wir kamen an dem Platze vorbei, auf dem der Rohbau der neuen Sennerei entstand. Hier wurde von Eingeborenen unter Leitung eines Duala Maurers gebaut, und man sah schon im Geiste, wie die deutsche Großsennerei im Hochland von Kamerun aussehen wird.

Wir hatten Fernsicht einerseits auf das tief unter uns liegende Grasland, in dem gewaltige Grasbrände zum Himmel stiegen, und andererseits auf das Bambutogebirge, über das eilige Wolken huschten. Jede Falte des Gebirges war sichtbar, ein Zeichen, daß Regen nahte. Man überließ mich meinem Schicksal, und ich zog auf schmalen Negerpfaden immer höher ins Gebirge hinauf. Die Grasähren peitschten mein Gesicht, und ich und mein Reittier, das wie eine Gemse klettern konnte, waren mit rotem Grassamen überstreut. Dann verschwand jede Fernsicht, denn das Gras wurde höher. Wir mochten wohl 20 Minuten auf dem Grate eines Gebirgsrückens entlanggezogen sein, als ich plötzlich den Blick in ein neues Tal und auf neue Gebirgsmassen hatte. Das gelbe Grasmeer war rotorange von der Abendsonne beschienen, der Himmel war dunkelviolett und die Gebirgsformen silhouettenartig gegen ein Stück rotgrauen Himmel abgehoben. Alles war stark farbig. Aber beängstigend schwül wurde mir plötzlich bei einem heranbrausenden Tornado, einem tropischen Gewittersturm. Ich befahl, daß meine Malsachen in Trockenheit gebracht würden. Dann stieg ich vom Pferde, stellte mich unter eine

vorspringende Felswand und sah dem schnell aufziehenden Tornado zu. Starke Blitze und heftige Donner kündigten sein rasches Aufkommen an. In Strömen goß es vom Himmel; aber einige Minuten später war alles vorbeigezogen. Wir krochen aus unseren Schlupfwinkeln heraus, und in der erfrischten Abendluft ging es dann weiter. Um 5½ Uhr war ich am Ziel. Bamengang liegt nur wenige hundert Meter tiefer als Djuttitsa, was ich an der nächtlichen Kälte merkte. Doch war ich so klug geworden, mich im Zelt gleich mit warmen Wolldecken zugedeckt aufs Feldbett zu legen.

Der Häuptling Bamengang, ein ganz junger Kerl, empfing mich und zeigte mir sein nur von ihm, einigen Großleuten und seinen 200 Weibern bewohntes Dorf; es war das reine Labyrinth von Hütten, Zäunen, dunklen Gängen und Höfen. Auf einem Hofplatz machte er Halt und wollte mich nicht weiterführen; aber meine Soldaten wollten sehen, wo er wohne und schlafe. Wieder gings im Labyrinth weiter. Endlich gelangten wir in einen ganz kleinen Hofraum, wo unter einem Dache sein sehr einfaches Bett stand. Einige alte Haussasättel, einige Trommeln, Gewänder und Kalabassen voll Palmwein hingen an den Wänden. Er holte ein schmutziges, langes Kuhhorn, schenkte Palmwein hinein, trank und wollte es mir zum Trinken geben. Hoffentlich nahm er es mir nicht übel, daß ich nicht mittat. Ich machte ihm klar, daß ich nicht aus einem derartigen Gefäß trinken könnte. Ich bat ihn, mir eine geringe Menge Mimbo (Palmwein) ins Zelt zu senden, damit ich aus einem Glase trinken könne. Er versprach es mir. Die Soldaten tranken mit großem Behagen den mir zugedachten Kuhhorntrunk aus. Ich erhielt eine entzückende verzierte Kürbisflasche, eine Haussaarbeit, als Geschenk für meine Sammlung.

Liebenswürdig lächelnd zeigte mir Bamengang die unzähligen, 4 qm großen Weiberhütten. In jeder dieser Hütten wohnte eins seiner Weiber mit den ihm geschenkten Kindern. Alle Weiber versteckten sich vor mir. Nur einige fliehende Kinder sah ich in die Hütten laufen. Ich erhaschte so ein kleines, niedliches, affenartiges Wesen, ließ

es aber sofort wieder los; denn es schrie fürchterlich. Der Kopf des Kindes war halb rasiert, und diese rasierte Hälfte mit hellrotem Lateritlehm oder mit einer Rotholzmasse bestrichen. „Als Zierde", sagte mir der Häuptling. Dann rief der Häuptling einige Weibernamen. Die Gerufenen erschienen auf seinen Befehl, nur mit einem Ring durch die Unterlippe und mit einer Nadel durch die Nase „bekleidet".

21. Fetischhütten und Gottesglauben der Graslandneger.

Am Eingang zum Häuptlingsdorf sah ich unter hohen Bäumen viele kleine Grashütten. Es waren Fetischhütten. Auf meine Frage, wozu diese Hütten seien, antwortete mir der Soldat: „Alles für liebe Gott des Häuptlings, damit liebe Gott was zu essen hat". Ich sah darin viele leere, zerbrochene Schalen; zu mästen scheint also der Häuptling seinen „lieben Gott" nicht.

In dieser Landschaft stehen fast in jedem mit hohen Bäumen bestandenen Hainen solche Fetischhütten. Oft ist auch nur ein großer Baum mit einem aus Raphiapalmstengeln hergestellten kleinen Zaun umgeben. Auch für „liebe Gott".

Im Graslande verehren die meisten Leute Gottheiten, die Ndemsi genannt werden. Die gewöhnlichen Eingeborenen haben meist für je 8 bis 10 Familien einen Ndemsi, dem übrigens kein bestimmtes Geschlecht beigelegt wird. Dem Ndemsi wird in einem schattigen Hain ein kleines Grashaus erbaut, unter dem der Gott in der Erde wohnt. Dorthin bringt man ihm im Monat mehrmals Trank- und Speiseopfer, Öl, Salz (dort ein sehr teurer Artikel), kleingeschnittenes

Fetischhain im Grasland Kameruns. Die Graslandneger verehren eine unsichtbare, in der Erde wohnende Gottheit, Ndemsi genannt. Dieser bauen sie Grashütten, in denen sie Speise- und Trankopfer darbringen. Außer der Ndemsi-Anbetung üben die Grasländer einen Ahnenkult.

Ziegenfleisch, geriebene Erdnüsse und Mimbo (Palmwein). Dabei werden Gebete an den Ndemsì um langes Leben, Heilung von Krankheiten usw. gerichtet. Verziehen die Verehrer des Ndemsì nach einem andern Platze, so bitten sie den Gott unter Opferdarbringungen, ihnen nach der neuen Wohnstätte zu folgen. Dort errichten sie dem Ndemsì ein neues Gotteshaus (Ndàndem), und zeigen ihm den Weg dorthin, indem sie Salz auf den Weg streuen. An der Gottesverehrung beteiligen sich Männer, Weiber und Kinder.

Die Großen (die Fons, Fontès, Nkuns) haben je nach der Größe ihrer Herrschaft mehrere Ndemsì. Man nimmt nicht an, daß der Ndemsì sich frei bewegen kann; er ist vielmehr in den Boden gebannt. Die Ameisen, welche sich der Speiseopfer bemächtigen, sind in der Einbildung der Verehrer Abgesandte des Gottes, die ihm die Opfer bringen. Es handelt sich um eine besondere Art kleiner Ameisen, Fabdì genannt, die nicht getötet werden.

Außerdem gibt es eine Ahnenverehrung, die jeder Grasland-neger ausübt, während sich dem Ndemsikult nicht alle anschließen.

Vater und Mutter werden gewöhnlich in der Nähe des Hauses beerdigt, seltener im Hause selbst; letzteres geschieht jedoch regelmäßig bei den Großen. Sobald die Leiche beerdigt ist, gilt sie als Gott und bekommt Opfer wie der Ndemsì.

Der Vatergott „Atumèoga" genießt größere Verehrung als die Muttergottheit „Atùmiaga". Stirbt eine verhaßte Person, so wird sie nicht beerdigt, sondern in einen Fluß oder Grenzgraben geworfen. Diese Leichen gelten nicht als Gottheiten.

22. Über Babadju und Bagangu nach Bamenda.

Für drei Mark kaufte ich beim Häuptling Bamengang einen kleinen Hammel. Mein Koch war mit diesem Kauf sehr einverstanden. Als aber das Tier in seinen Besitz überging, riß es gleich aus. Meine nicht ernstgemeinte Drohung, daß ich die drei Mark zurückhaben wollte, wenn ich den Hammel nicht wiederbekäme, veranlaßte den Häuptling, Leute in die Mondnacht hinauszuschicken. Am anderen Morgen war er gefunden. Unter meinen Trägern war einer von den Leuten des Häuptlings, der mir das lebende Tier zwei Tagemärsche mitschleppte!

Von hier bis Babadju ging es stets bergab und daher wieder in die angenehme Wärme hinein, was mir sehr wohl tat. Ich ließ die Winterkleidung wieder ein- und den weißen Anzug auspacken. Wenn ich an diesen Tag und den fünfstündigen Ritt zurückdenke, sehe ich vor mir unzählige, zinnoberrotblühende Tulpenbäume, große Dörfer mit blühenden, lebenden Hecken und großen herrlichen, dunkelgrünen Kolabäumen, die den Eingeborenen die Kolanüsse liefern, und Bananenanpflanzungen. Zwischen den Dörfern liegen gute Farmen; in den Tälern und an den Bächen ziehen sich Raphiapalmenhaine entlang. Blickt man von den Bergen in die Landschaft hinab, so kann man nach diesen langgestreckten Zeilen- oder Galeriewäldern genau die Flußläufe bestimmen.

In den großen Bäumen, die etwas freier standen, waren fischreusenartige Gestelle befestigt. Ich erfuhr vom Dualaboy, daß dies Nester für die Bienen seien, die die Menschen ihnen schenkten; dafür gäben die Bienen Honig als Dank. Mein Dualaboy war plötzlich anständig geworden und hielt stets gesalbte Reden. Er hatte dum-

merweise „mein“ und „dein“ verwechselt und eine Strafe auf die „vier Buchstaben“ bekommen, was ihm nahegegangen zu sein scheint. Wenigstens war er jetzt plötzlich sehr folgsam. Vorerst wird er wohl nicht wieder stehlen.

Leider schlief ich in Babadju statt in meinem Zelt im Rasthause. Das ganze Haus wimmelte von Ratten, die sich für meine Bücher, für alle Leder- und Malsachen und vor allen Dingen für meine Bürsten, Schuhe, Waschlappen und den Schwamm sehr interessierten und alles anfraßen.

Ich war vorm Schlafengehen in eine kleine nahe Eingeborenenansiedlung gegangen und hatte mich daran erfreut, wie ein Negerweib geschickt Tonvasen formte, aufstellte und brannte. Da ich aufmerksam zusah, bemerkte ich nicht, daß sich ein zum Skelett abgemagertes Weib, dem Nase und Ohren von der Aussatzkrankheit (Lepra) abgefressen waren, dicht neben mich gestellt hatte und mich angrinste. Als ich sie sah, verließ ich den Ort, da die Krankheit sehr ansteckend ist; und ich konnte ja der Ärmsten nicht helfen.

An dieses traurige Wesen und an ihr Lachen und Rufen mußte ich in der schlaflosen Nacht während des Rattengepolters denken. Während des größten Teils der Nacht ging ich in leichter Gewandung draußen bei Vollmondschein spazieren. Sobald der Tag graute, stieg ich zu Pferde, während meine Karawane später folgte.

Wir mußten mächtig steigen, und auf einem hohen Felsgrat überwältigte mich die Aussicht auf das vor mir liegende Gebirge so, daß ich nicht umhin konnte, es zu malen. Lange blieb ich an diesem schönen Fleck Erde. Die Namen der einzelnen Gebirge konnte ich schwer aus den verängstigten Eingeborenen herausbekommen. Dörfer sah man hier nur sehr vereinzelt, später überhaupt nicht mehr. Es waren unbewohnte Gegenden, trotzdem der Boden recht fruchtbar schien. Die Fullahs und Bamums haben, bevor die Deutschen ins Land kamen, große Sklavenjagden veranstaltet und die Bevölkerung nach Westen gedrängt.

Plötzlich waren wir mitten in einen gewaltigen Grasbrand hineingeraten. Zum Glück befanden wir uns auf einem einige Meter breiten Wege. Links und rechts knisterte das Feuer so stark, wie ich es nur gehört habe, wenn in Schleswig-Holstein ein ganzes Strohdach brennt. Die ganze Luft war ein Qualm, und dicht über dem Erdboden züngelte das Feuer, welches reißend weiterfraß. Ich mußte meinem Gaul Hiebe versetzen, damit er in rasendem Galopp durch den glühenden Aschenregen und durch den dicken, ockerfarbigen Qualm hindurchlief, um auf schwarzgebrannte Strecken hinauszukommen. Dort hielt ich an, um zu sehen, wie meine zu Fuß laufenden Trabanten durchkamen. Bei solchen Gelegenheiten können die Schwarzen sehr schnell laufen, selbst mit schweren Kisten auf dem Kopfe.

Ich hätte den Grasbrand gerne gemalt, aber ich mußte dafür sorgen, daß wir schnell zum Rastdorfe kamen; denn der Weg war weit und anstrengend gewesen, und alle hatten Hunger und Durst.

In Bagangu wurde mein Zelt aufgeschlagen. Ich legte mich gleich der Länge nach in den Liegestuhl, um meine vom vielen Reiten mürbe gewordenen Gliedmaßen auszuruhen und auf Essen zu warten. Der widerliche Häuptling versprach, Nahrungsmittel für mich und meine Leute zu besorgen. Er ließ mich aber bis 9 Uhr in der Nacht warten, und nur auf mein Drohen hin brachte er vier Eier, die noch dazu völlig faul waren. Dann brachte er so wenig Essen für die vielen hungrigen Leute, daß ich ratlos war und ihnen für den folgenden Tag in Bamenda doppelte Portionen versprach. Die Leute waren zum Glück so müde, daß sie bald trotz des Hungers einschliefen.

Spät in der Nacht, als ich schon längst eingeschlafen war, kam noch große Aufregung in das friedlich schlafende Rastdorf. „Tchopp, plenti Tchopp!“ („Essen, viel Essen!“) hörte ich von allen Seiten rufen. Der Häuptling hatte es vom entfernt liegenden Häuptlingsdorf holen lassen. Die Soldaten waren bei diesem Ruf sofort zur Stelle und verteilten das Essen unter die hungrige, bei diesem Ruf schnell erwachte Masse. In der Nacht fror ich wie ein Schneider in meinem

Zelt; daher stand ich am Morgen recht verkatert auf, dazu herrschte unangenehmes Regen- und Nebelwetter, und — o Graus! — mein Koch, der doch eine Berühmtheit seines Standes sein sollte, ließ mir Pfannkuchen auf den Tisch stellen, die in schmutzigen Pfannen gebacken waren. Ich Armer merkte es nicht sofort und aß davon. Wie wurde mir schlecht! So schlecht, daß ich erst eine halbe Stunde später das große Strafgericht über den Koch und seine unsauberen Kochboys loslassen konnte.

Unter Androhung von Strafe ordnete ich an, daß von nun ab sämtliches Wasser gekocht und mir in kochendem Zustande gezeigt werden müsse, damit ich es ohne Dysenteriegefahr trinken konnte. Alle Teller und Kochgeräte mußten von da ab mit gekochtem Wasser gereinigt werden. Die zwei Liter fassende Wasserflasche mit Filz überzogen war fest verschlossen, und ich selbst trug den Schlüssel in der Tasche. Diese Art Wasserversorgung hat sehr viel dazu beigetragen, daß ich von ernsteren Krankheiten völlig verschont blieb.

23. Bamenda.

In Regen und Nebel zogen wir los. Um 12 Uhr waren meine Träger bereits in Bamenda, ich selbst folgte eine halbe Stunde später. Kurz vor der Station lag ein schöner Wald, der von Bananenanpflanzungen und Farmen umgeben war. Einige Faktoreien und Haussadörfer lagen am Wege. Ich kam über eine Zugbrücke, passierte die Festung und die Soldatenhütten und kam am Schluß zu den Häusern der Europäer. Der liebenswürdige Stationschef Oberleutnant Ada-

metz, Oberleutnant v. Michaelis und der Arzt Dr. Zollenkopf empfingen mich. Mir wurde ein Haus angewiesen, und wir Europäer saßen bald gemütlich beim Glase Bier. Ich mußte Neuigkeiten auskramen und meine bis dahin gemalten Bilder zeigen.

Bamenda ist, wie Dschang, eine große, wichtige Militärstation mit einer Kompagnie farbiger Soldaten. Da strenges Regiment herrscht, reist es sich in diesen großen Bezirken sehr gut, die Wege sind stets tadellos in Ordnung, man hat nie Trägerschwierigkeiten und erhält stets von den Häuptlingen auf den Raststätzen reichlich Essen zum Kauf angeboten. Die Stationschefs sind Offiziere. Sie müssen sich in die Eingeborenen- und Europäer-Justiz einleben, um gerechte und schnelle Urteile bei den Gerichtssitzungen zu fällen. Vereinzelt müssen die Herren leider sogar dann und wann die schwarze Rasse gegen vorkommende Übergriffe Weißer (es gibt auch in Afrika einzelne schlechte Elemente unter ihnen) schützen. Mir erzählte ein Offizier, daß ihm stets vor Scham das Blut ins Gesicht steige, wenn er von groben Verfehlungen eines Weißen den Schwarzen gegenüber hörte. Solche Weiße sind ein Krebsschaden für unsere herrlichen Kolonien. Deutschland sollte, um es nochmals zu betonen, nur moralisch gefestigte Herrenmenschen in die Kolonien schicken, damit die Schwarzen vor der weißen Rasse nie die Achtung verlieren.

Nachmittags habe ich ein Porträt eines schönen, reichgeschmückten Fullahmädchens gemalt. Gegen Abend gingen wir in eine nahegelegene, erst vor ganz kurzer Zeit entdeckte, schmale, phantastische Felsschlucht, wo bereits ein gedeckter Kaffeetisch lange auf uns gewartet hatte. Und, o Wunder, in dieser Gegend gab es sogar eine weiße Dame, die Frau eines hiesigen Kaufmannes, die es in liebenswürdigster Weise übernommen hatte, uns den Kaffee einzuschenken. Zuerst war ich von der grotesken Schönheit der Grotte, die an die Theaterdekoration der Wolfsschlucht in der Oper erinnerte, freilich ins Tropische übersetzt, ganz benommen. Lustige Geschichten wurden später zum besten gegeben, und dabei wurde es schnell dunkel. Später

Blick von der Station Bamenda auf das Baliplateau, auf die Stationsziegelei und das Viehgehöft. Bamenda ist eine deutsche Militärstation des Hinterlandes. Drei Offiziere, ein Arzt und eine große Abteilung schwarzer Soldaten sorgen von hier aus für Friede und Ordnung im Lande.

wurde unser Tisch, der zwischen den Riesenbrettwurzeln eines aus der Schlucht herauswachsenden Baumwollbaumes stand, durch ein von den schwarzen Boys unterhaltenes Feuer beleuchtet! — Alle Augen waren auf das Feuer gerichtet, denn über ihm hing ein Topf, in dem eine heiße Bowle gebraut wurde, „Seehund" genannt. Dann wurde es Nacht, einige Leuchtkugeln stiegen auf und fielen gerade in den tiefen Hintergrund der Schlucht hinunter, die dadurch auf kurze Zeit magisch beleuchtet wurde. Auf rätselhafte Art war ein Soldat in den Hintergrund geklettert und beleuchtete dort das Fels-, Baum- und Wurzelgewirr durch eine farbige Magnesiumfackel. Überraschungen folgten auf Überraschungen, sowohl leiblicher wie seelischer Art. Es fehlte nur noch die wildgewordene Sau, die in der Freischützaufführung vorbeisaust, dann wäre der Theatereindruck vollkommen gewesen.

Der folgende Tag sah mich natürlich wieder in dieser Schlucht, da ich sie auf die Leinwand bringen wollte. Nach und nach fand sich beim Malen auch wieder die ganze lustige Gesellschaft ein, und so wurde das gemütliche Beieinandersein fortgesetzt. Den Blick von dem Eingang der Schlucht auf die weite Baliebene habe ich auch im Bilde festgehalten. Über der Ebene lag dichter Nebel, aus dem die höheren Bergspitzen wie trockene Stellen aus dem Wattenmeer herausschauten.

Ich muß wohl am Sonntag geboren sein. Die liebenswürdigen Herren überschütteten mich mit den wertvollsten ethnographischen Geschenken. Es ist jetzt schon sehr schwer, alte, echte Stücke zu bekommen, und mir flogen sie hier nur so zu. So war ich am anderen Tage vor Glück und Freude sprachlos, als der Stationschef mir seine äußerst wertvolle Sammlung schenkte unter der einzigen Bedingung, daß ich sie in Deutschland recht vielen Menschen zugänglich mache. Ich werde daher diese schönen Sachen, sowie meine vielen anderen völkerkundlichen Gegenstände mit meinen Bildern vereint durch die deutschen Städte wandern lassen.

24. Die Haussas.

Sonntag früh war großer Markt vor der Bamendastation. Tausende von Menschen, oft aus den entlegensten Dörfern, waren mit ihren Erzeugnissen gekommen. Die meisten waren in ihrer schwarzbraunen Nacktheit erschienen. Die farbigen Gewänder der Haussas brachten viel Leben ins dunkle, bewegte Bild. — Meinem Wunsche gemäß fanden sich vor meinem Hause etwa 30 Haussas in Festgewändern mit aufgeputzten Frauen und Kindern ein. Eine Tänzerin, die ich porträtierte, zuckte selbst beim Modellstehen mit ihrem Körper in rhythmischen Tanzbewegungen. In der Nase hatte sie einen 5 cm langen bleifederdicken, roten Korallenstift stecken. Sie hatte wie alle Haussaweiber ihre Zähne, Haare und Handnägel mit den Blättern des Hennastrauches rot gefärbt.

Als ich mich über ihren eigenartigen Nasenschmuck amüsierte, lachte sie laut und singend auf, wirbelte sich um sich selbst, sah mich mit blinzelnden Augen an und fragte mich: „Massa (Herr), ist es wahr, daß ihr Weiße schlecht seid gegen eure Frauen?“ „Durchaus nicht! Wenn unsere Frauen nett gegen uns sind, sind wir auch nett zu ihnen,“ entgegnete ich ihr durch den Dolmetscher.

Wieder wirbelte sie sich um sich selbst, und indem sie den Kopf in den Nacken warf, blitzte sie mich mit den Augen an und sprudelte hervor: „Das glaub' ich nicht. Ich habe mir sagen lassen, ihr behandelt eure Frauen schlecht, ihr nehmt eine Liane, schält sie ab und wickelt den breiten Baststreifen euren Frauen um den Leib. Ein weißer Massa läuft hierhin und ein anderer dorthin (sie zeigte nach entgegengesetzten Richtungen) und zieht so lange, bis die Rippen übereinander-

liegen und der Leib ganz dünn ist. Dann macht ihr schnell einen Knoten, und so laßt ihr eure armen Frauen herumlaufen. — Überhaupt seid ihr gegen Euresgleichen sehr grausam. Gegen uns Neger seid ihr ja gut, ihr schlagt uns nur, wenn wir es verdient haben. Aber euch selbst quält ihr gegenseitig zu Tode." — „Warum denkst du so?" fragte ich sie. Sie zeigte auf eine Anzahl Bilder, die den Gekreuzigten, also einen Weißen am Kreuz darstellten und sie glaubte, wie ich dann erfuhr, daß jedes Bild eine andere Person darstelle. Mein Versuch, ihr die Sache klarzumachen, scheiterte kläglich. Als ich vom Sohn Gottes sprach, bemerkte sie darauf: „Das sagst du auch noch?" Sie wollte damit sagen: „Das verteidigst du auch noch?" Und ein Graslandhäuptling, der dabeistand, sagte: „Ich bin auch Sohn Gottes, ich bin Sohn meines verstorbenen Vaters." (Die Graslandneger sehen, wie bereits erwähnt, ihre verstorbenen Vorfahren, namentlich den Vater, als Gott an.) Auch der Hinweis, daß die Kreuzigung schon ein paar tausend Jahre zurückliege und jetzt die Weißen niemand mehr kreuzigten, erwies sich als unwirksam, da dem Neger der Sinn für geschichtliche Zeiträume völlig abgeht. Ob ein Ereignis einige Jahre oder ebenso viele Jahrhunderte zurückliegt, ist ihm eins. Ich erwähne dies nur, um zu zeigen, welche ungeheuren Schwierigkeiten unsere Missionare bei ihrer Arbeit zu überwinden haben, wenn sie den Eingeborenen auch nur die Elemente unseres Glaubens klarmachen wollen.

Ich hätte am liebsten wochenlang Zeit gehabt, um die vielen wechselnden Bilder, die mich hier bei den interessanten Haussas umgaben, festzuhalten. Etwas Entzückenderes für den Maler als diese feingeschnittenen, gepflegten Gesichter der Haussakinder mit dem orientalischen Schmuck, den schwarzblaugemalten Augenbrauen und den farbigen Miedern gibt es kaum. Die Haussas in ihren herrlichen weiten, gestickten Gewändern und mit ihren charakteristischen, schlauen Köpfen sind des Malens wert. Das Gouvernement ist freilich nicht ganz so begeistert von den Haussas wie ich, denn sie bereichern sich

stets auf Kosten der Eingeborenen, und selbst vor dem streng verbotenen Kautschukraubbau scheuen sie nicht zurück. Sie ziehen Geld und Werte aus den deutschen Kolonien, und am Schluß verzehren sie das Erworbene auf englischem Grund und Boden in ihrer Heimat Nord-Nigeria. Was die Inder für Deutsch-Ost, sind die kaufmännisch gerissenen Haussa für Kamerun und Togo. Sie sind nirgends und überall, stets im Wandern und kommen bis an die Küste, um Vieh, Perlen und ihre kunstgewerblich sehr hoch stehenden Leder- und Bastarbeiten dorthin zu verkaufen und dafür andere Waren ins Hinterland zurückzubringen. Die Haussas in Kamerun und die Inder in Deutsch-Ostafrika sind die unsteten Nomaden, die nur ein Ziel kennen: so schnell wie möglich auf Kosten anderer reich zu werden. Es ist gut, daß das deutsche Gouvernement Wandergewerbescheine von den Haussas verlangt und so Kamerun wenigstens dadurch eine gute Einnahme hat. Auch wird ihnen an der englischen Grenze beim Posten Kentu, wo der Haupthandelsweg die Grenze überschreitet, von den Deutschen auf die Finger gesehen. Dort nimmt ein weißer Unteroffizier mit 15 eingeborenen Zollbeamten jährlich 12 000 bis 18 000 Mk. an Zoll ein.

Tanzmaske.

Häuptling Guafo von Bandeng. Als vor 20 Jahren der deutsche Reisende Zintgraff mit vier Europäern und vielen Balikriegern gegen Bandeng eine Strafexpedition unternahm, siegte Guafo durch List und tötete vier Europäer und viele Bali. Zintgraff entkam mit knapper Not. — Jetzt ist Guafo deutschfreundlich gesinnt.

25. Häuptling Guafo von Bandeng.

Mit dem Stationsarzt und einigen zu unserer Begleitung beorderten Soldaten ritt ich von Bamenda in etwa drei Stunden nach dem Häuptlingsdorf Bandeng, um den berühmten und berüchtigten Häuptling Guafo von Bandeng aufzusuchen und auf mehreren Bildern festzuhalten. Bis wir von der hohen Felswarte Bamenda in Windungen die Ebene erreichten, verging fast eine Stunde. Dann ging's bei der großen Stationsziegelei vorbei und im scharfen Galopp auf Negerpfaden, die durch hohes Elefantengras führten, in drei Stunden nach Bandeng. Erschreckt flohen die vom Markte heimkehrenden Weiber stets ins hohe Gras, wenn wir erschienen.

Ich glaube, ich habe noch nie etwas so Dickes und so Häßliches gesehen, wie diesen Häuptling Guafo. Er hatte eine Mütze mit hunderten, nach allen Seiten abstehenden Elefantenschwanzhaaren auf dem Kopfe. Seine kleinen Schweinsaugen sahen schlau in die Welt, Nase und Mund waren so breit, daß man sagen konnte, sie gingen von einem Ohr zum andern. In seinem Lieblingshause, dem Mimbotrinkhause, setzte er sich auf seinen geschnitzten Thron und bot uns ähnliche Throne als Sitzgelegenheit an. Zwei junge schwarze Schönen, die an dem Tage diensttuenden Frauen, trugen seine Bronzepfeife, das Zeichen des Häuptlings, und eine Mimbokalabasse. Guafos Großen stellten sich an seine rechte Seite in demütiger Haltung hin und hielten als Ergebenheitsbeweis stets die Hand vor den Mund. Ich malte den Häuptling mit dieser soeben beschriebenen Umgebung, und später mußte er mir noch für ein Porträt Modell sitzen. Er brach jedesmal in ein unglaubliches, stark ansteckendes Gelächter aus, wenn ich ihn

mit meinen Augen, wie Maler es stets tun, anblinzelte. Als er dann sein Bild später sah und sich darauf erkannte, wurde sein Gelächter fast zum Orkan. Neugierig kamen seine Großen und seine unzähligen Weiber herbeigelaufen, um beim Anblick des Porträts mit einzustimmen. Wenn man ihn in diesem Aufzuge auf eine europäische Bühne setzte, würde das ganze Publikum natürlich loslachen, er aber am meisten; denn er würde sich stets einbilden, das ganze Publikum da unten im Zuschauerraume sei nur zu seinem Vergnügen aufgebaut.

Nun noch schnell zur Orientierung über den Häuptling Guafo von Bandeng etwas Biographisches! Er ist heute schätzungsweise 55 Jahre alt. Als Zintgraff vor 20 Jahren mit den Balis gegen Bandeng zog, war er schon Häuptling. Zintgraff ist der erste Europäer gewesen, der dort im Hochland Fuß gefaßt hat. Er gründete die damalige Station Baliburg und hielt sie etliche Jahre. Mit fünf Europäern, allen Balikriegern und vielen angeworbenen Ausländern unternahm er eine Strafexpedition gegen Bandeng. Sie fanden es leer und wollten nun gleich durchstoßen, um noch an demselben Tage auch das verfeindete Bafut in die Hand zu bekommen. Zintgraff hatte aber seine Rechnung nicht mit den raub- und beutelustigen Balis gemacht, die sich erst ans Niederbrennen und Plündern vom Dorf Bandeng machten. Die Bandengs aber kannten ihre Feinde, die Balis, besser, und benutzten den Moment des Plünderns, um mit den Bafutleuten vereint die Europäer anzugreifen, die ihnen nun fast machtlos gegenüberstanden. Vier Europäer töteten sie. Zintgraff hatte ein Bein verstaucht und entkam mit knapper Not. Die Balis, die in kleinen mit Beute beladenen Trupps auf dem Heimwege nach ihrem Dorfe begriffen waren, wurden größtenteils vernichtet.

26. Der Marsch zum Häuptlingsdorf Babanki Tungo.

An einem schönen, taufrischen Morgen ritt ich, von Bamenda kommend, dem vor mir sich auftürmenden Bamenda-Felsmassiv entgegen, um über dieses hinweg in vier Tagereisen nach Fumban, der Hauptstadt von Bamum, zu gelangen. Auf der ganzen Strecke bis zum Fuße des Gebirges war große Aufregung, weil mit mir zusammen der Stationschef erwartet wurde, der aber erst einige Stunden später folgte, um abends mit mir im Lager zusammenzutreffen. Die am Wege mit viel Volks wartenden Häuptlinge nahmen in Anbetracht der angeregten, freudigen Stimmung Gelegenheit, auch bei meinem Erscheinen einen möglichst geräuschvollen Empfang in Szene zu setzen und mir mit ihrer Musik ein langes Stück das Geleit zu geben. Hier ist es noch etwas ganz Besonderes, wenn ein Weißer und noch dazu ein hoher Stationschef vorbeikommt. Die zehn Musiker, denen der Häuptling und das Volk folgte, hatten gut abgestimmte einfache Blasinstrumente, denen sie, trotzdem sie liefen, Töne entlockten, die einen wilden Rhythmus erzeugten.

Dann ging's in die Höhe, und es gab viel zu klettern. Wiederholt kamen wir an gewaltigen, aufrechtstehenden Felskolossen vorüber. Oben von dem Kamm aus hatten wir einen gewaltigen Rückblick auf das Bamendagebirge und das Hochplateau. Wie eine Schar kleiner Ameisen erschien auf dem Talwege die Karawane des nachfolgenden Stationschefs. Bald darauf hatte ich einen Blick in die unendlich große Nunebene, aus der mächtige, an die Faraglioni von Capri erinnernde Felsnadeln herausschauten. Das ganze Tal und das umgebende Gebirge waren in Rauch

und Feuer gehüllt; denn an allen Ecken und Enden waren die Eingeborenen dabei, Grasbrände zu entfachen. Ich ritt darauf los in dem Glauben, daß meine mir von der Station mitgegebenen Soldaten Bescheid wüßten, und verließ mich völlig auf ihre Führung. Zufällig fragte ich einen landeskundigen Boten: „Wie weit ist es noch bis zu dem Ort, wo wir schlafen werden?" „One, two, three hours" (1, 2, 3 Stunden) war die Antwort. Ich konnte mir also eine Stundenzahl aussuchen. Ich hielt Kriegsrat und merkte, daß kein Soldat, überhaupt kein Mensch, eine Ahnung hatte, wo wir uns befanden. Ich beschloß daher, auf dem Platze stehen zu bleiben und das gewaltige Gebirgspanorama zu malen. Wenn dann der Stationschef herankäme, wollte ich mich ihm anschließen. Das Bild war in etwa 1½ Stunden vollendet. Da ich von der Anstrengung und der großen Hitze außerordentlich müde war, setzte ich mich in meinen Feldstuhl, der mitten in der schwarzen Asche des abgebrannten Erdbodens stand, und wartete und wartete. Meine Leute waren mitten in der Asche eingeschlafen, sie brauchten ja nicht zu fürchten, daß sie dadurch noch schwärzer wurden. Nur mein Dualajunge stritt sich mit einem Soldaten herum, der von mir die Erlaubnis erwirken wollte, einen vor uns spazierengehenden Affen schießen zu dürfen. Ich verwehrte ihm dies Verlangen, da ich nicht den Anblick eines sterbenden Affen genießen wollte. Der Dualajunge sagte zu dem Soldaten: „Du darfst deinen Bruder nicht töten." Der große, aus Ostkamerun stammende Soldat sah den kleinen Dualaaffen nur geringschätzig an, machte Kehrt und ging ab.

Es war 4 Uhr geworden, und der Stationschef war immer noch nicht in Sicht. Er mußte also einen anderen Weg genommen haben. Weit und breit war kein Mensch, den man hätte fragen können. Ich hatte aber doch Glück. Wir fanden nämlich einen Eingeborenen; der führte uns durch enge Pfade bergauf, bergab, durch Elefantengras und durch viele abgebrannte Flächen nach den bereits erwähnten Felsnadeln, zu deren Füßen uns endlich das Zelt des Stationschefs und

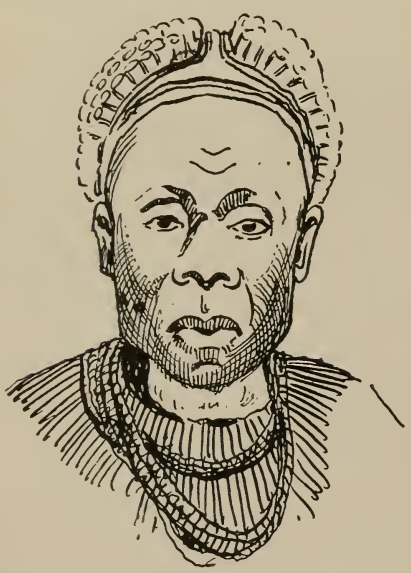
das meinige aus dem Häuptlingsdorf Babanki Tungo entgegenleuchteten. —

Mir fiel ein Stein vom Herzen, als ich dieser Zelte ansichtig wurde, meine Träger, die ich vorausgesandt, glücklich wieder hatte und nun mit dem Stationschef vereint gemütlich zu Abend essen konnte. Die eine Felsnadel erglühte in den letzten Sonnenstrahlen und hob sich grell gegen den dunkelvioletten Himmel ab. Im Schatten der grünen Kolabäume saßen an vielen Feuern die Träger, die Boys, die Soldaten mit ihren Weibern, und daneben lagerte das ganze Volk, das mitläuft. Abends bei Fackelschein wurde noch kräftig getanzt und geblasen, und zu mir kam der Häuptling und schenkte mir für meine Sammlung einen reich geschnitzten Häuptlingsstuhl, der für den erwarteten, aber nicht gekommenen Gouverneur zurückgestellt worden war, sowie eine seiner stachelschweinartigen Mützen.

Tanzmaske,
die in der Hand getragen wird.

27. Der Empfang beim Häuptling Senge von Babungo.

Nach dem anstrengenden Tage schlief ich in meinem Zelte trotz der Kälte bald fest ein. Ich konnte am folgenden Morgen, es war noch dunkel und nebelig, zuerst gar nicht recht aus den Federn, d. h. aus dem schmalen Feldbett, herausfinden. Das kalte Bad erfrischte aber, und das kriegerische Blasen der Soldaten machte mich vollends munter. Bald nach dem Frühstück, um 1/2 6 Uhr, ging es in den herrlichen Morgen, in die Gebirgswelt hinein, vor uns die Bläser, dann etwa 14 Soldaten, einer davon mit der schwarz-weiß-roten Flagge zu Pferde, hinter uns unsere Pferde, von Pferdejungen geführt, unsere Boys mit dem Notwendigsten für die Reise, wie kaltem Kaffee, Zigarren, Landkarten, Malsachen usw. Dann folgte der Rest der Soldaten, dann deren Weiber, die unzähligen Träger und am Schluß die Masse des Nachtrabes. Als letzter ging ein Soldat, der aufpaßte, daß alles mitkam und keine Lasten liegen blieben. Alles marschierte im Gänsemarsch. — Im Dreißigjährigen Kriege wird ein Kriegszug kaum malerischer ausgesehen haben.



Häuptling Senge.

Um 10 Uhr waren wir im Häuptlingsdorf Bamessing angelangt,

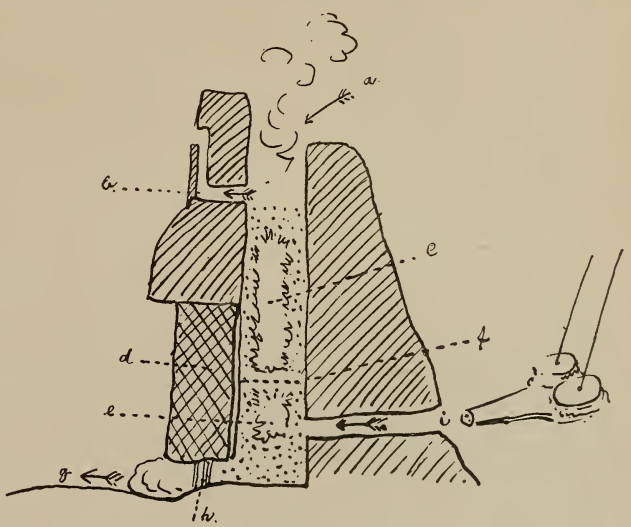
und während wir frühstückten, umstanden uns alle Häuptlinge der Umgebung mit ihrem Gefolge und sahen uns zu. Die Lehmhütten neben uns hatten eine eigenartige Verzierung: ein Kunstverständiger hatte seine Hände in Kreide gesteckt und dann die Lehmwände beklatscht. So waren sehr einfache Handmuster entstanden.

Zwei Stunden später kamen wir in das Bereich des Häuptlings Senge von Babungo, der stets ein Freund der Deutschen gewesen ist und selbst damals, als Zintgraff die Niederlagen erlitt, ihn beschützt und beherbergt hat. Der Empfang war einfach „großartig". Ich war vor Staunen stumm. Zuerst liefen uns mindestens 300 Weiber entgegen, die sich fortwährend unter ständigem Schreien mit einer Hand auf den rundgezogenen Mund schlugen, wodurch jodelnde Töne entstanden, während sie die andere Hand aufs Knie legten. In dieser gebückten Stellung rannten sie auf uns zu, drehten sich dicht vor uns um und liefen weg, um immer wieder zurückzukehren. Dann kamen Bläser in Begleitung von Hunderten von Jungen, alle in rhythmischen Tanzschritten und mit tiefernsten Gesichtern, als gelte es, eine große Staatsaktion zu verherrlichen. Darauf kam der alte Häuptling selbst, umgeben von seinen Großen. Er sah in seinem schönen, blauen Überwurf mit dem reichen Halsschmuck aus wie ein hoher Geistlicher. Vor dem Eingang zum Häuptlingsgehöft stellte er uns seine Lieblingsweiber und seine Familie vor. Drei geschnitzte Leopardenhocker und ein frischer Mimbotrunk wurden für uns gebracht. Malerisch gruppierten sich dann um uns herum seine vielen Weiber, sein Gefolge und sein ganzes Volk, mindestens 3000 Personen. Lautlose Stille herrschte, als ich meine Staffelei aufstellte und den Stationschef im Gespräch mit dem Häuptling malte, die braunschwarze Häuptlingsfamilie als Hintergrund. Alle Augen waren auf das entstehende Bild gerichtet. — Nachdem ich dann noch ein genaues Einzelbild vom Häuptling gemalt hatte, besahen wir sein Gehöft und auch das Haus, worin Zintgraff gewohnt hatte.

28. Eisen-Hochöfen und Schmieden der Eingeborenen.

Kurz vor eintretender Dunkelheit zeigte der Häuptling Senge uns unter dem Druck des Stationschefs seinen berühmten Eisenhochofen und seine Eisenschmiede in voller Tätigkeit. Der Schwarze zeigt eigentlich nur, was er will, und man bekommt auch nur heraus, was er will. So weiß man z. B. über seinen Glauben nur sehr wenig. Seine Industriestätten zeigt er auch nicht gern, und es ist wohl nur sehr wenigen Weißen vergönnt gewesen, diese Hochöfen in voller Tätigkeit zu sehen. Ganz abseits lag eine spitzgiebelige, hohe Hütte, deren Elefantengrasdach fast bis zur Erde herabging. Drinnen war völlige Dunkelheit. Erst als im Vordergrunde aus dem Luftabzug Flammen herausschlugen und glühende Schlacken herausflossen, wodurch alles beleuchtet wurde, gewöhnte sich das Auge allmählich an die Dunkelheit. Ich ging bzw. stolperte um den Hochofen herum und sah zwei gespensterhafte Kerle, die wie wild arbeiteten, um die Stöcke eines Blasebalges auf und ab zu zerren. Der ganze Hochofen ist aus Felssteinen und Lehm aufgebaut. In der Mitte

befindet sich ein Feuerungsschacht, der $1\frac{1}{2}$ m tief ist und in dem schichtweise Feuerung (Holzkohle) und Erze (Raseneisenstein) liegen. Heizstoff wird je nach Bedarf nachgefüllt. Durch die Hitze sondert sich natürlich das Eisen vom Gestein, und man sieht die Schlacke an der Vorderseite aus der bis auf zwei kleine Löcher vermauerten Wand herausfließen. An dieser Stelle vermögen die Hochofenarbeiter zu erkennen, wann der Schmelzprozeß zu Ende ist, was nach 18 bis 20 Stunden der Fall ist. Sie hören dann auf, den Blasebalg zu bearbeiten, lassen alles etwas auskühlen, brechen das vordere gemauerte Stück auf und holen das Eisen, das sich zu einer etwa 40 cm langen Säule vereinigt hat, heraus. Dieses bringen sie dann als Roheisen auf den Markt. Der Häuptling selbst darf den Raum des Hochofens eines Aberglaubens wegen nicht betreten. Er stand die ganze Zeit wartend vor der Hexenküche, aus der überall Rauchwolken hervorbrachen. —



Durchschnitt des Hochofens, rechts Blasebalg.

a Feuerungsstelle. b Luftloch. c Eisenerz. d Vermauerte Öffnung. e Flüssiges Eisen. f Holzkohle. g Schlacke. h Zapfen. i Luftzufuhr.

In der Schmiede wird dann durch starkes Klopfen das Roheisen von den ihm anhaftenden Schlackenresten befreit. Auf der Erde des Schmiedehauses liegt ein zweiröhriger Blasebalg, genau wie der beim Hochofen. Jede Röhre verdickt sich nach der einen Richtung und endet in zwei großen runden Löchern, über die, wie bei einer Trommel, Felle gespannt sind. Aus der Mitte dieser Felle ragt luftdicht verschlossen je ein Stock heraus. Diese Stöcke werden auf und nieder gedrückt und so die Luft des

Blasebalges durch eine Tonröhre zum Feuer geführt, welches, dadurch angefacht, genügend Hitze entwickelt, um den darin liegenden Eisenklotz zur Rotglut zu bringen.

Ein Teil eines solchen Klotzes wurde in meiner Gegenwart auf einen Steinamboß gelegt und mit großen runden Steinen so lange bearbeitet, bis er eine längliche Form annahm. Dann wurde er ins Feuer zurückgebracht und später mit feinen Stahlwerkzeugen bearbeitet. Allmählich sah man, daß ein Schwert entstand. Zuletzt wurde das Schwert ziseliert, und am folgenden Tage erhielt ich es bereits als Geschenk vom Häuptling, der mir das Versprechen gab, alle zur Entstehung des Schwertes nötigen Gebrauchsgegenstände mir später durch die Station nach Deutschland schicken zu wollen.

29. Das Bangolavolk und der Aufenthalt in Babessi.

Der darauffolgende Tag war noch interessanter, sofern nach dem Erlebten hier in Kamerun von einer Steigerung überhaupt die Rede sein kann. Wir mochten etwa zwei Stunden geritten sein, als der Bangolahäuptling mit seinen Großen und seinem 2000 Köpfe zählenden Volk, alles reisefertig, uns im Kriegstanze entgegensprang und einen Heidenlärm verursachte. Der Bangolastamm hatte auf den Stationschef gewartet, der ihnen eine neue Ansiedelungsmöglichkeit geben sollte, damit sie auf eigenem Grund und Boden sitzen, arbeiten und sich ausbreiten konnten und nicht in Feindschaft mit dem Häuptling von Babungu zu leben brauchten, der ihnen für Pacht viel zu wenig Farmland gegeben hatte. Jetzt wollten die 2000 Menschen gleich mit Kind und Kegel mit uns zu den neuen Wohnplätzen

marschieren. Als ich den Stationschef bat, mir das verlassene Dorf zu zeigen und wir vom Hauptweg zum menschenleeren Häuptlingsgehöft abbogen, verstummte plötzlich das Freudengeheul der Bangolaleute. Ängstlich schlich der Häuptling mit seinem Volk hinter uns her, da er fürchtete, daß die sonderbaren weißen Herren doch wünschten, daß er mit seinem Stamm dort bleiben solle. Totenstille herrschte. — Ich sah wertvolle Häuptlingstürschnitzereien, die mit dem verfallenden Dorfe vermodert wären. Ich wollte sie durch Gegengaben vom Häuptling erwerben, worauf er mit Freuden einging. Nun bekamen die Soldaten Befehl, die Schnitzereien aus der Wand zu lösen. In dem Augenblicke brach das ganze Volk in markerschütterndes Freudengeschrei aus, und der Häuptling raste wie wild mit seinen Großen, die Speerbündel und weiße Fahnen, an denen Bronzegötzen befestigt waren, in den Händen schwenkten, auf uns los, wieder zurück, wieder auf uns zu, immer wilder und wilder vor Freude, denn sie sahen diese Herausnahme des Türpfostens als das Zeichen an, daß sie dies Dorf verlassen und mitziehen durften auf neuen, eigenen Grund und Boden. An der Spitze von 2200 Menschen zogen wir weiter — hinter uns nicht endenwollende Freudenrufe und Musik.

In Babessi war wieder großer Empfang, nur standen noch mehr Weiber, mehr Bläser und mehr Hofstaat um den Häuptling herum. Jeder Empfang war großartig organisiert, jeder vorhergehende wurde durch überraschende Steigerungen immer wieder übertrumpft. All dieses spielte sich auf einem verhältnismäßig schmalen Wege ab, und es gab eigentlich nie eine Wiederholung. Nach dem Empfang versammelten sich der Häuptling und seine Großen vor unseren Zelten. Das Malerherz in mir lachte vor Freude über diese schön gebauten, stattlichen Männer mit den etwas schiefstehenden, mandelförmigen Augen und den weißen, zugespitzten Zähnen. Jedes Gesicht war wert, gemalt zu werden. Während ich dann später den Häuptling und einige seiner Großen malte, sammelte sich das ganze Volk von Babessi um uns herum, um seine nationalen Tänze aufzuführen. In der Mitte

des Volkshaufens standen die großen Trommeln, auf die wild, aber im Takt losgeschlagen wurde. Man konnte deutlich die einzelnen Abschnitte im Tanz unterscheiden, und stets waren es neue malerische Gesamtbilder. Es gab Kerle, die eine Art Solo-Serpentinentanz mit tuchartiger Bekleidung aufführten. Später schob sich eine lange Reihe Weiber in langsamem Schritt, mit jeder Muskel des Körpers tanzend, in die Tanzordnung hinein, und zu allerletzt erschien eine schwarze Perlenschnur von etwa 100 ganz jungen Häuptlingsmädchen, die in langsamem Rhythmus, dicht aneinandergereiht, in weitem Kreise an uns vorbeihüpften. Drei volle Stunden dauerte der Empfang und der dazu gehörige Tanz, und es war uns nun wirklich nicht übelzunehmen, daß wir der Fortsetzung einen energischen Riegel vorschoben.

Der Stationschef mußte über viele Übeltäter zu Gericht sitzen und viel aufgehäufte Streitsachen schlichten. Meistens handelte es sich um Streitigkeiten wegen der Weiber. Ein stolzer Großer war mit dem Richterspruch des Weißen nicht zufrieden und wollte auf das ihm zufallende, ihm zu wenig erscheinende Geld verzichten; er mußte daher zur Strafe einige Tage für den Stationschef Träger sein. Sein Sohn stellte sich als Ersatz für den Vater, wurde belobt, aber nicht als Ersatzmann angenommen.

Das Bangolavolk war vorausgesandt worden, und wir trafen es am anderen Morgen in einem Wald, wo es sich hunderte von Feuern gemacht und die Nacht zugebracht hatte. Wir erkannten schon im voraus an dem aufsteigenden Rauch die Stelle, wo das ganze Volk erwartungsvoll ruhte. Um dem wilden Freudengeschrei, das schließlich doch auf die Nerven fällt, zu entgehen, sausten wir im Galopp bei dem Häuptling, der Musik, den Fahnen, den Männern, den Weibern, Kindern und Hausgeräten vorbei und machten erst eine halbe Stunde später an einer zur Ansiedelung günstigen Stelle, wo weit und breit keine Volkschaft wohnte, Rast, um auszukundschaften, ob hier guter Farmgrund, genügend Raphiapalmenbestände, gutes Wasser und hochgelegene Wälder für das kommende Bangoladorf vorhanden seien.

Der Bangola-Häuptling kam langsam heran und behauptete, daß gerade diese Landschaft sehr geeignet sei und daß er sich dies Gebiet vom Stationschef wünsche. Alles war daher schnell erledigt, und fröhlich blieb der ganze Stamm an diesem Ort, um sofort zu roden und vorläufige Grashütten und Farmen zu bauen. Später sollte dann zuerst das endgültige Häuptlingsgehöft und darauf die Wohnhütten des Volks erbaut werden. Das dauert aber noch lange. Viel Not, Elend und Hunger wird über das Volk herziehen, bis es wieder in geregeltes, sorgenloses Leben eintreten kann. Einige Großen von Babessi, unterstützt von ihrem Häuptling, der zu Pferde erschienen war, legten gegen die Wahl des Bezirkschefs Berufung ein, da sie hier in früheren Zeiten Raphia geschlagen hätten; sie wollten wenigstens eine Entschädigung von dem hierher kommenden Bangolahäuptling haben. Da das Land Kronland (Staatseigentum) war, wurde ihnen mit großer Bestimmtheit das Gegenteil bedeutet und ihnen befohlen, sich bei entstehenden Zwistigkeiten nur an den Stationschef zu wenden und nichts unter sich auszumachen.

Wir ritten — der Stationschef mit dem Versprechen, in zwei Wochen wiederzukommen — weg. Wir mußten durch heiße Gegenden (auf Bamum Grund und Boden) und über eine 2 km lange, holperige Knüttelbrücke, die der große Häuptling Njoja von Bamum in den breiten Nunsümpfen neu, aber mit wenig Verständnis hatte erbauen lassen. Die Pferde über diese Brücke gehen zu lassen, war gefährlich und zeitraubend. Ein Teil der Brücke mußte mit Elefantengras bedeckt werden, um ihnen das Vorwärtskommen überhaupt zu ermöglichen. Erst spät am Nachmittage waren wir im Lager, wo schon viel Essen, eine Anzahl Ziegen, Hühner und Eier, aufgestapelt lag. Ein großer Büffel war in der Nunebene auch noch kurz vorher von uns erlegt worden, und so hatten wir, die Soldaten und das ganze Volk, einmal ordentlich Fleisch zu essen. Das hohe Gebirge um uns war vom Harmattannebel so eingehüllt, daß ich es kaum sah; es war also nicht daran zu denken, es zu malen.

30. Feierlicher Einzug in die Hauptstadt von Bamum.

Alles stand an dem Abend unter dem Zeichen der Vorfreude über den uns bevorstehenden Einzug in die Residenz des Häuptlings Njoja. Am folgenden Tage, es mag etwa um 4½ Uhr morgens gewesen sein, rasten drei Pferde bei meinem Zelte vorbei. Noch im Halbtraume, glaubte ich, drei Edle, Abgesandte von Njoja, seien gekommen, uns zu begrüßen und uns als Führer zu dienen. Ich irrte mich; es waren nur drei unserer Soldatenpferde, die in entgegengesetzter Richtung weggerannt waren. Die dazu gehörigen Sol-

daten liefen hinterher, um sie einzuholen. Na, die mußten schnell laufen, um ihre Haussapferde wieder einzufangen. Wir ritten durch volk- und baumleere Strecken; selbst die vielen, hohen Ölpalmen waren ein Opfer der Grasbrände geworden. Es wurde recht heiß, und die Neugierde ließ einem die Zeit recht lang erscheinen. Endlich, nach siebenstündigem, strammem Ritt, sahen wir vier Reiter auf uns zusprengen, in phantastischen Kostümen, so dick ausgepolstert, daß mein erster Gedanke war: Ein Glück, daß du kein Großer von Njoja bist! Sie begrüßten uns sehr untertänig, und unter Stottern und Hand-vorden-Mund-Halten brachten sie uns die Nachricht, daß Njoja sehr krank zu Bett liege und uns nicht empfangen könne. Ich war sehr traurig darüber, da ich mir gerade den von Njoja geleiteten Empfang zu sehen gewünscht hatte. Ich sollte aber entschädigt werden. Wir hatten gerade die erste große Ringbefestigung, die in Form eines tiefen, breiten Grabens ganz um die Hauptstadt Fumban läuft, hinter uns, als der Weg breiter wurde und eine große Anzahl Reitergruppen, zu je vier Reitern, in rasendem Galopp auf uns zu ritten, Kehrt machten und sich später an unserer Seite aufstellten, um wieder für die nächsten vier Platz zu machen. Einer war stets phantastischer, farbiger und dicker gepanzert als der andere. Die Trachten erinnerten sehr an die der innerafrikanischen Stämme der Bornus und Fulbe; auch hier bei den Bamums wurde stets der typische pfeil- und speersichere Wattepanzer über allen Gewändern getragen. Auch die Pferde waren reich mit Leder- und Wollverzierungen geschmückt. Der ganze Aufzug erinnerte unmittelbar an Bilder von alten, fremdländischen Turnieren. Alle Bamum-Großen waren allmählich erschienen, um uns zu begrüßen und uns zu folgen. Dann kam die zweite und später die dritte Stadtumwallung, bei letzterer eine mit Schießscharten versehene Ringmauer, die von alten Dracänen beschattet war. An dieser zerschellte seiner Zeit die Macht der Fullahs, die von Osten kommend, auf ihren flinken Pferden gewaltige Sklavenjagden bis hierher unternommen hatten, aber hier ihre überlegenen Gegner fanden. — Die Bamums nahmen viel von

den Fullahs an, auch die Sklavenjagden, und drückten nun ihrerseits nach Westen auf die Eingeborenen. Daraus erklärt sich die Menschenleere der Gegenden zwischen Bamum und dem Graslande.

Durch ein schmales Tor ritten wir in die Stadt. Unter schattigen grünen Bäumen, auf einer reich geschnitzten Tragbahre sitzend, sahen wir die Nah, die schöne, aber sehr korpulente Mutter des Häuptlings. Sie war von ihrem ganzen Hofstaat umgeben und erwartete uns hier. Sie erhob sich sofort, kam auf uns zu und erzählte uns mit liebenswürdigem Lächeln durch ihren Dolmetscher, daß sie hier Rast gemacht habe, um uns Staubigen und Ermüdeten einen kühlen Mimbotrunk reichen zu können. Wir setzten uns zu ihr, und gleich wurde uns aus schönen Mimbokalabassen in Kürbisform mit langem Hals, von wohlgepflegten, völlig bekleideten Frauen mit altassyrischer Haartracht ein Trunk gereicht. Die Häuptlingsmutter selbst trank nicht, aber eine Zigarre schlug sie nicht aus. Zwanzig Minuten später ritten wir wieder weiter, ein großer Haufe Gefolge, Soldaten und Boys hinter uns; dann folgte, auf der Tragbahre reitend, in hellblauem Gewande die Mutter Nah mit ihrem Gefolge. Links und rechts Schaulustige, die mit den Händen auf ihren rundgezogenen Mund schlugen, um Begrüßungstöne hervorzustoßen. Wir waren auf einem Hügel angelangt und sahen ganz Fumban, die Tausende von Hütten der Großen und des Volkes und den gewaltigen Stadtteil, den Njoja mit seinen großen Palästen und einigen Europäerhäusern bebaut hat. Später ging's bergab, vorbei an der großen Schule Njojas, an dem Stadt-

Bamummädchen.

Der Palast Njoja von Bamum und die Basler-Missionskirche. Der Palast ist 81,60 m breit und 150 m lang. Derselbe ist, wie auch die Kirche, aus den Blattrippen der Raphiapalme und ungebranntem Lehm erbaut. Die Basler Missionskirche ist von 1000 Eingeborenen an einem Tage erbaut worden. Im Vordergrunde liegt eine Götzentrommel.

viertel für ledige Weiber und den 425 Hütten seiner Häuptlingsweiber, dann über eine lebensmüde Torbrücke zu seinem 81,60 m breiten Palast. An der Vorderfront lag ein mächtiger Platz, wo wir wieder von vielem Volk begrüßt wurden. Namentlich fielen hier die vielen Haussas auf, die uns auch ihre Reiterkunststücke vorführten. Tausende Menschen gruppierten sich malerisch, als ob sie es bereits monatelang vorher einstudiert hätten, vor der Palastfront. In der Mitte ließ sich die Nah niedersetzen; wir ritten zu ihr, sprangen von den Pferden, gaben ihr nochmals die Hand und gingen durch den labyrinthartigen Palast zu dem fieberkranken Njoja, um auch diesen zu begrüßen. Imponierend sah der Ärmste, der auf einem Auge den Star hat, in diesem Zustande nicht aus. Alles aber, was ich bis jetzt in Bamum gesehen, war zur Hauptsache sein Werk, und seine Werke und sein Volk zeugen von einem klugen, fortschrittlichen großen Herrscher. Zu meiner Freude sah er später ein, daß es nicht das Richtige ist, anstatt eigenartige einheimische Waren herzustellen, europäische Fabrikate nachzuahmen.

Früher trugen Njoja und seine Großen und Soldaten eine Zeitlang Husarenuniform mit Perlenepauletten, und nach Erzählungen und Photographien, die ich von ihm und seiner Umgebung aus jener Zeit kenne, müssen alle wie die schwarzen Affen ausgeschaut haben. Das konnte jetzt, wo sie in ihren malerischen Bamumtrachten vor uns standen, wahrhaftig nicht behauptet werden.

Als wir nach dem Empfang im Europäer-Rastdorf eintrafen, um dort unsere Zelte aufzuschlagen, kamen gerade Njojas Träger, um uns und unserem ganzen Volk Essen zu bringen. Voraus wurde ein großer Buckelochse geführt, es folgten 14 Ziegen, viele Körbe mit Eiern und jungem Mais, viele reichverzierte Kalabassen mit frischem Mimbo, wie wir Europäer ihn lieben, während die Eingeborenen ihn älter werden lassen, damit er mehr gärt und Alkohol entwickelt, und dann noch unzählige Portionen Planten (Negerbananen) und Kartoffeln. Der ganze Hof lag voll Essen. Alles

wurde dann wieder in gleiche Häufchen geteilt und von unseren Trägern und Boys schnell in die Hütten geschleppt, um hier am Feuer eßbar gemacht zu werden. Fleisch wurde auch reichlich verteilt, so daß an diesem Tage einmal wieder alle satt geworden sind. — Njoja sandte mir dies Essen als Gastgeschenk. Ich ließ ihm dafür eine Rolle Gold (100 Mk.) überreichen.

Wie bereits erzählt, befindet sich vor dem Palast ein gewaltiger Platz. Unter Bäumen steht dort die von 1000 Leuten in einem Tage im Eingeborenenstil aufgebaute Baseler Missionskirche, vor der uns zu Ehren auf einer großen weißen Stange die schwarz-weiß-rote Fahne wehte. Daran schließt sich, auch unter schattigen Bäumen, der Marktplatz, der zweimal wöchentlich von Tausenden von Menschen belebt ist. Um diesen Platz liegen halb vermoderte alte Götzenfiguren, geschnitzte Riesentrommeln, ein Zeichen aus früherer Zeit. —

Ein Missionar erzählte mir über seine Kirche folgendes: „Nachdem sich die Baseler Mission in Fumban niedergelassen hatte, wurden die muhamedanischen Haussa, die bisher innerhalb der eigentlichen Stadt ihre bienenkorbförmigen Hütten aufgeschlagen hatten, vom Häuptling Njoja an die Stadtgrenze verwiesen. Ihre Moschee, die am Hauptplatz gegenüber dem Palast gestanden hatte, mußte abgebrochen werden. An ihrer Stelle wurde die erste christliche Kirche in der landesüblichen Bauart errichtet. Sie faßt ungefähr 2—300 Personen. Wenn Njoja, der oft in die Kirche geht, von benachbarten Häuptlingen Besuch erhält, führt er sie auch zu dem allsonntäglichen Gottesdienst. Er pflegt ihnen dann zuvor ein Geldstück in die Hand zu drücken, damit sie beim Hineingehen ihr Kirchenopfer entrichten können." — Sollte die Kirche einmal neu aufgebaut werden, so steht zu hoffen, daß auch diese der malerischen Umgebung angepaßt wird. (In Duala steht eine christliche Kirche, die aus Wellblech gebaut ist.) —

Vor dem Palast hatte die Nah uns zu Ehren einen großen Tanz veranstaltet, der von ihren vielen schön gewachsenen Dienerinnen ausgeführt wurde. Diese waren bis zu den Hüften in enganliegende,

schwarze, mit Gold verzierte oder gestreifte Tücher gewickelt. Der durch Öleinreibungen glänzende Oberkörper, die Arme und das Gesicht mit der aus Adamaua übernommenen turmartigen Frisur blieben frei. Zwei Zwerge, die der Nah als Hofnarren dienten, tanzten mit und erregten dadurch die Hauptfreude der Nah. Verkrüppelte Kinder wurden früher bei der Geburt meistens gleich getötet. Nur der Häuptling oder die Häuptlingsmutter hatten das Recht, Krüppel aufwachsen zu lassen, damit sie ihnen später als Hofnarren dienten. Die die Nah umgebenden Großen zeigten auch ihr gegenüber sklavische Unterwürfigkeit. Sie dienten ihr als Dolmetscher für uns. In einiger Entfernung von uns wurden einige Trommeln hingestellt, eine dickbäuchige und zwei zylinderförmige, und mörderisch bearbeitet. Nach dieser Musik tanzten, sich fast auf der Stelle leicht wiegend, die Frauen. Der Tanz wurde allmählich wilder. Plötzlich rasten aus dem Palast zwei Tanzmasken hervor, zwei Kerle, die auf dem Kopf ein hohes Gestell trugen, das eine mit Messingblättchen überzogene Holzmaske mit einem ½ m breiten, aus Bastfäden hergestellten Kragen darstellte. Das ganze Kleid war auch aus Bast; unten an den Beinen befand sich ebenfalls eine breite Krause. Die Kerle sahen in diesem Aufzug natürlich überlebensgroß aus. Oft schritten sie wie ein stolzer Hahn daher oder senkten vor uns ihren Metallkopf, so daß der ganze Kragenbüschel über ihn herabfiel, dann wieder rasten sie wie toll und wirbelten dabei große Mengen des roten Staubes auf. Ich versuchte, die eigenartigen Tänzer zu skizzieren. Später hatte ich sogar das Glück, die beiden Tanzmasken von Njoja erwerben zu können.

Tanzmaske.

Unwillkürlich mußte ich in den letztvergangenen Tagen an die Regisseure von europäischen Theatern, Balletts und großen Aus-

stattungsstücken denken. Wie könnten diese Herren bei den Empfängen der großen Graslandhäuptlinge neue, eigenartige Ideen sammeln! Niemals war eine Wiederholung, stets waren es andere sich immer wieder überbietende Bilder.

Jede Stunde brachte etwas Interessantes und etwas dem Malen Würdiges, und mich sah man von Sonnenaufgang bis abends spät, wenn die gewaltigen Grasbrände rings um Fumban herum zum Abend- oder Nachthimmel emporzulodern begannen, malen und skizzieren. Leider ist es mir unmöglich gewesen, den großen Massenempfang vor Njojas Palast zu malen, da ich ja zu denen gehörte, die so großartig empfangen wurden.

31. Die Häuptlingsmutter „Die Nah".

Neben vielen Bamumporträts malte ich auch die Nah in einem ihrer Palasthöfe. Als das Bild fertig war, wollte sie es unter lautem Lachen haben, und ich mußte ihr wirklich ein Porträt versprechen. Am Nachmittage desselben Tages kam sie auch gleich mit ihrem ganzen Gefolge vor unser Rasthaus, um mir nochmals Modell zu sitzen. Da die Porträtsitzung lange dauerte und ich das Gefühl hatte, es möchte der „Mutter" zu viel werden, riet ich zu einer Pause und bot ihr, um diese auszufüllen, Schokolade an, die sie sehr liebt. Sie nahm sie, aber ihrer Sitte gemäß wollte sie durchaus nicht in Anwesenheit irgendeiner Person essen, da das in ihren Augen unschicklich ist. Sie fragte sogar: „Massa, ist es wahr, daß Ihr so unanständig seid und andere zusehen laßt, wie Ihr Essen in Euren Mund schiebt?"

Am Schluß, als ich ihr begreiflich machte, daß das Porträt fertig sei und sie gehen dürfe, nahm sie das Bild, einen dazu passenden, geschnitzten Rahmen, die Schokolade, eine Flasche Whisky und gab alles ihren sie begleitenden Großen zum Tragen. Sie setzte sich in reitender Stellung auf die aus Raphiastielen kunstvoll hergestellte Tragsänfte, und, liebenswürdig zurücklächelnd, ließ sie sich dann, vom Volk begleitet, in ihren Palast zurücktragen.

Die Nah (Häuptlingsmutter)

Njoja verehrt seine kluge Mutter sehr. Sie hat einen eigenen Hofstaat und ebensoviel Sklaven und Land wie ihr Sohn, der Häuptling. Sie ist es gewesen, die damals Njoja zum Thron verholfen hat, als sein Vater im Banzofeldzuge fiel und ein Thronstreit ausbrach. — Durch ihre vielen Leute und durch ihren großen Einfluß beim Bamumvolk stürzte sie mit Hilfe der Haussa den unrechtmäßigen Häuptling Buamköm und übernahm die Regentschaft bis zur Volljährigkeit Njojas. Sie vertritt das konservative Element und bildet dadurch ein gewisses Gegengewicht gegen den neuerungssüchtigen Njoja. Politisch muß sehr mit ihrer Meinung gerechnet werden.

32. Der große Häuptling Njoja.

Njoja wurde zum Glück bald wieder gesund und konnte zusehen, wie ich seine älteste Lieblingstochter malte. Er beobachtete jede meiner Bewegungen, jedes Farbenmischen und jeden Pinselstrich; er machte ein immer erstaunter werdendes Gesicht, als er aus dem Wirrwarr von Bleifeder- und Farbenstrichen allmählich klug wurde und seine Tochter erkannte.

„Ich bin ja gewöhnt, daß die Weißen alles können, aber so etwas von Hexerei ist mir noch nicht vorgekommen", so etwa äußerte er gegen den Stationschef, der neben ihm saß. Hierher hatte sich noch kein Maler verirrt.

Bald erschien Njoja selbst vor meinem Zelt, um mir für ein Vorder- und Seitenansichtporträt Modell zu stehen. Da ich alles könne, flüsterte er mir leise, halb verlegen ins Ohr, möchte ich ihm, da er keinen Bart hätte, doch einen Schnurrbart malen. Ich lehnte dies ab und drückte über diese unverständliche Bitte mein Erstaunen aus, was ihm sichtbar unangenehm war, da er merkte, daß er aus der Rolle gefallen sei. — Regungslos saß er Modell, nur dann und wann tat er einen langen Zug aus seiner altererbten Häuptlingspfeife, die ein wohlgepflegter Jüngling ihm stets nachtrug und durch Blasen unter Feuer hielt. Ganz selbstverständlich suchte er sich das beste Porträt aus, das in Vorderansicht. „Das dort bin ich ja nicht" (er zeigte auf das Bild in Seitenansicht), „ich habe doch zwei Augen." — Während des Malens mußte einer seiner Großen ihm stets erzählen, was ich in dem Moment gerade male. — Ganz glücklich zog er mit seinem Porträt ab, und als er vom Stationschef hörte,

Häuptling Njoja von Bamum, ein intelligenter Herrscher im Hinterland von Kamerun. Er herrscht als 15. seiner Dynastie autokratisch, nur von drei Großen und der Häuptlingsmutter beraten, über das ca. 60—80000 Köpfe zählende Bamumvolk.

daß sich Kaiser und Könige auch porträtieren ließen, war er doppelt stolz. — An seinen Gegengeschenken in Form von wertvollen, alten, ethnographischen Sachen, die eine sehr große Bereicherung meiner Sammlung bedeuteten, merkte ich seine Freude. — Auch die Häuptlingsmutter sandte mir viele wertvolle Schnitzereien, alte Bronzepfeifen, ein ganzes Kostüm eines Bamumreiters, ein Hausmodell usw. —

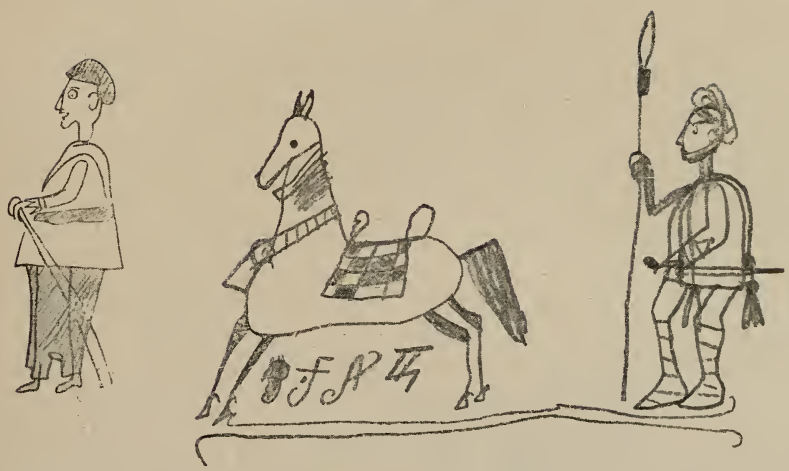
Njoja ist ungefähr 34 Jahre alt; er herrscht als Autokrat über ganz Bamum, nur beschränkt durch drei alte Ratgeber Ndassa, Schumbo und Nkae, die man die Patchitafons nennt. Mit diesen, wie mit seiner Mutter, bespricht er alles. Er gibt an, 24 000 Familien, also etwa 60—80 000 Menschen, unter sich zu haben. Sein Land ist sechs Tagereisen breit und 12 lang (als Tagemarsch gilt ein $5^1/_2$stündiger Ritt). Die Bamum kamen vor etwa 400 Jahren über den Bam aus Tikar, nördlich vom jetzigen Bamum, und haben die Urbevölkerung allmählich unterworfen und in sich aufgenommen. Regiert haben vor Njoja 15 Herrscher. Njoja hat seit Jahren seine eigene Schrift, die in seiner großen Schule gelehrt wird. Mit dieser Schrift hat er versucht, aus alten Überlieferungen die Geschichte seiner Dynastie niederzuschreiben. Boumbo, der größte Vorfahre, der Vater von Sango, hat die ganzen Lehnsverhältnisse geschaffen, nach denen alles Land dem Häuptling gehört, während dieser Teile des Landes als Lehen seinen Untertanen erblich übergibt. Auch hat dieser Boumbo die großen, in drei Kreisen um Fumban herumlaufenden Befestigungsgräben gegen die Sklavenjagden der Fullahs angefangen; Sango vollendete sie. Zwischen der äußeren und der zweiten Befestigung ist genügend Platz, um Hab und Gut des ganzen Volkes aufzunehmen, und im Notfall können dort genügend Farmen eingerichtet werden, um eine lange Belagerung auszuhalten. Um diese Befestigung zu umwandern, gebraucht man mehrere Tage, da sie mehr als 60 km lang ist. Die dritte Befestigung, die innere Stadtumwallung, ist eine hohe, mit Schießlöchern und Bastionen versehene Lehmmauer. Sie

ist zum Teil verfallen und jetzt malerisch von Drazänen umschattet und mit blühendem Unkraut überwuchert. Neben der Mauer läuft ein viele Meter breiter, tiefer Graben, und noch jetzt ist vor diesem und vor den unendlich vielen Fallgruben, in denen sich der Feind mit seinen Pferden die Beine brechen sollte, Vorsicht geboten.

Njoja hat 425 Weiber in eben so vielen Häusern in der Nähe des Palastes wohnen; sie werden streng von den älteren Jahrgängen beaufsichtigt. Untreue soll auch am Verführer schon mit dem Tode bestraft worden sein. Die Häuptlingsweiber machen nur Hausarbeit, d. h. sie fertigen Perlarbeiten, Hausgeräte und dergleichen an; auch halten sie die vielen Pferde des Häuptlings in Ordnung und stampfen Mehl. Die Weiber kosten dem Häuptling an Kleidung und Schmuck riesige Summen, etwa 40—50 000 Mk. jährlich. Als Vierunddreißigjähriger hat Njoja schon 130 Kinder. Bei Njoja herrscht durch die Mutter und durch einige Lieblingsweiber, die ihn politisch beeinflussen, starke Unterrockspolitik. In den viereckigen, 4 m im Quadrat großen Weiberhütten sieht es sehr sauber und geschmackvoll aus. In der Mitte jeder Hütte befindet sich eine eisengeschmiedete Herdstelle, und an den Wänden hängen viele reich verzierte Kalabassen, auf dem Erdboden stehen aus Raphia hergestellte Ruhebetten.

Schwarzes Tongefäß, Vogel darstellend.

33. Njojas Schule.



Kinderzeichnungen aus der Njoja Schule. Zwei Bamumreiter und Pferd darstellend.

Eines Tages war in der großen Schule Njojas Schulrevision durch den Herrn Stationschef. Da ich mich sehr dafür interessierte, ging ich mit. Die Wände des mächtigen Schulgebäudes sind aus dicken Lehmklötzen aufgebaut; im Innenraum stehen zwölf und beim Eingang, einen Vorplatz lassend, vier dicke Säulen, die vereint mit den Wänden den breiten, mit schwarzen Ornamenten verzierten Grasfries und das schwere Grasdach tragen. Im Schulsaal war die Decke mit einer bunt zusammengestückelten Zeugdecke behängt. Links saßen auf langen Raphiabänken etwa 150 hübsche, schöngewachsene, schwarzbraune Jungen, meistens in farbigen Haussakleidern, und hatten, wie jeder Mann des Graslandes, einen Dolch und ein Schwert

Bamum Schrift aus der Njoja Schule.

Kinder-Zeichnungen aus der Njoja Schule. Pferde, Bamumfrau und Reiter darstellend.

im Gürtel. Auf der anderen Seite saßen etwa 120 Mädchen, darunter viele junge Häuptlingsweiber mit den typischen hohen Frisuren. Alles waren Söhne und Töchter von den Großen und Intelligenten des Volkes Njojas. Schon mehr als 400 schreiben und lesen seine Schrift und sind jetzt dabei, seine von ihm erdachte, aus vielen Sprachen zusammengestoppelte Volapükſprache zu lernen.

Als wir mit Njoja in die Schule traten, erhob sich alles. Wir setzten uns in die Nähe des eingeborenen Lehrers, wo bereits einige Söhne von Njoja saßen. Neben uns stand ein in der Tropenluft leider längst entzweigetrocknetes Orchestrion, welches der deutsche Kaiser vor einigen Jahren Njoja neben anderen Geschenken übersandte als Gegengabe für den alten Perlthronsessel seiner Vorfahren, von dem sich Njoja damals sehr schwer trennte, hatten doch nicht weniger als 14 Herrscher auf ihm gesessen. Jetzt steht er als Glanzstück im Berliner Museum für Völkerkunde. An der Wand hing eine Schwarzwälder Uhr, ein Kaiser- und ein Kaiserinbild und ein gekreuzigter Christus in billigen Öldrucken. Zuerst wurden einige Nationalhymnen gesungen, in Übersetzung ungefähr lautend: „Gott herrscht, und Njoja ist sein Häuptling, alle Untertanen lieben ihn.“ — Dann wurde die Melodie: „Deutschland, Deutschland über alles“ angestimmt. Ich war ganz gerührt, dies Lied im Inneren Kameruns zu hören, erfuhr dann aber von meinem Dolmetscher, daß der Text lautete: „Fumban, Fumban über alles.“ Dann wurden auf der Wandtafel mehrere Sätze in Bamumsprache angeschrieben, Fragen gestellt und in einem Atemzug von allen beantwortet. Darauf verlangte ich durch den Häuptling, daß alle Jungen und Mädel mir etwas Schönes zeichnen sollten, Häuser, Eidechsen, Menschen, Tiere usw. Alle hockten mit übergeschlagenen Beinen da, das Papier haltend und genau wie bei uns die Bleifeder zuerst verlegen im Munde kauend, dachten nach und dann, als sie wußten, was sie wollten, ging das Zeichnen los. In einer Stunde hatte ich Hunderte von Zeichnungen, die von ausgesprochen, ornamentalem, eigenartigem Geschmack zeugten. Einige

Der Häuptling von Bamum in seinem Audienzhof.
Unter einer runden, mit reich geschnitzten Balken umgebenen Halle sitzt Njoja. Er ist von einem Pfeife tragenden Jüngling und seinem ganzen Gefolge umgeben. Die Thronsessel sind wertvolle, alte Perlarbeiten.

Schüler hatten sogar rote, blaue und schwarze Tinte mit verwertet. Als Preis für die drei besten Zeichnungen habe ich drei Tuschmalkasten versprochen, die später von Europa sofort abgesandt wurden.

34. Das Innere von Njojas Palast.

Ich ging mit Njoja zu seinem Palast. Dort zeigte er mir seinen Marstall, der so sauber und hübsch war, wie ich kaum je einen gesehen habe. Jede Abteilung war mit einem zwei Hände dicken schwarzen Strich umrandet. Es standen sehr gute Pferde im Stall, und statt der erwarteten Pferdeboys waren hier die erwähnten schönen Häuptlingsweiber in großen Scharen dabei, die Pferde zu waschen, zu bürsten und den Stall noch sauberer zu machen, als er bereits war.

Später zeigte mir Njoja das Labyrinth seines Palastes. Im Audienzhofe waren seine Großen versammelt, und an den Wänden saßen unter einer den ganzen Hof umgebenden, auf reich geschnitzten Pfählen ruhenden Halle Hunderte seiner schönsten Weiber, die uns mit Händeklatschen empfingen. Er ließ sich unter einem halbrunden, ebenfalls reich verzierten Vorbau auf seiner Thronbank nieder und stellte mir einen alten Thronsessel aus blauen und roten Perlen als Sitzgelegenheit hin. Seine Großen in ihren vielfarbigen, malerischen Gewändern gruppierten sich um uns herum, dicht neben ihm einige Dolmetscher und der pfeifetragende Jüngling. Einige Frauen kamen und brachten schöne Gefäße mit Mimbo. Njoja sagte mir: Massa, ich will dich besonders ehren. Du sollst den Mimbo aus einem Gefäß trinken, welches mir ein Weißer, als ein, wie er sagt, besonders wert-

volles Geschenk überreicht hat! — Was wurde mir überreicht? Ein ordinärer Emaille-Blechtopf. Ein krasser Mißton in dieser Umgebung eigenartiger, alter Kultur! Schnell war mein Plan gefaßt, Njoja von Europa einen würdigen Ersatz zu senden, damit er Hochachtung vor unserem deutschen Kunstgewerbe, wovon er wohl kaum etwas gesehen hat, bekäme; denn die meisten Fabrikwaren, die sich hierher verirren, gehören natürlich nicht dazu. Ich mochte kaum meinen Platz verlassen, da ich von dort aus so viel Schönes und Interessantes sehen konnte. Ich stellte mich aber doch später in die Mittagssonne mitten in den Hof, dessen sonst roter, lehmiger Erdboden mit festgestampftem Kohlenstaub bedeckt war, und malte Njoja unter dem reichgeschnitzten Rundsäulenbau auf seinem Throne sitzend, umgeben von seinem Gefolge. Unter einem aufgerichteten Stein, der von Früchte beladenen Popeienbäume beschattet war, lag daneben das Grab seines Vaters, also der Gottesplatz des jetzigen Häuptlings. Hunderte von Frauen sahen lautlos zu, wie ich malte. Nur wenn Njoja oder ich nieste oder hustete, klatschten alle wie auf Kommando. Als das Bild fertig war, malte ich Njoja mit einem Teil seiner in bunte Gewänder gekleideten und mit reichem Schmuck behängten Weiber.

Dann kam der Stationschef durstig von der Schulinspektion der Baseler Missionsschule zurück. Er mußte über mich und meine vielen schönen Modelle herzlich lachen und photographierte mich mit diesen vereint. Dann wurde bei der großen, trockenen Hitze dem durstlöschenden, kühlen Mimbo stark zugesprochen. Bei jedem Schluck, den wir taten, drehten sich alle um und wünschten uns später durch Klatschen ein „Wohl bekomm's".

Der ganze Palast, der 81 : 60 m breit und im Grundriß trapezförmig ist, hat Parallelseiten von 100 und 150 m Länge, ist also auch für europäische Begriffe ein riesiger Bau. Im Inneren besteht er aus unendlich vielen, würfelförmigen Gebäuden und Höfen. Alles ist aus Raphiastengeln hergestellt, die durch Nagel- und Schnürwerk aus gleichem Material verbunden und mit ungebranntem Lehm

beworfen sind. Dies vergängliche Baumaterial muß fast alle fünf Jahre erneuert werden. Der mächtige Palast ist also stets stückweise im Bau und stellenweise zusammengestürzt. Die Hauptfront hat drei Eingänge, die von 22 bis an die First geschnitzten Balken umrahmt sind. Leider wird das zu den Schnitzereien gewählte Holz leicht vom Wurm und von den weißen Ameisen angegriffen und ist dann zerbrechlich. In den drei Eingangshallen stehen große, reich geschnitzte Riesentrommeln, die noch gebraucht werden. Ein aus geballten Grasbüscheln zusammengelegter $2^1/_2$—3 m breiter Fries mit einem Eidechsen- oder sonstigen Motiv läuft über dem Balkenwerk als Verzierung um den ganzen Palast. Die schwarzen Stellen, also die Eidechsen oder anderen Ornamente, bestehen aus angesengten Grasballen. Das Dachgerüst ist auch aus leichten Raphiastengeln hergestellt; es ist mit schweren Grasschichten, die viel zu schwer für das leichte Gerüst sind, belegt.

35. Das Haussadorf bei Fumban.

Das große in der Nähe von Fumban befindliche Haussadorf habe ich in Frühmorgensonne bei kräftigem Harmattan gemalt. Eine eigenartige Gesamtstimmung lag über dem vor und unter mir ausgebreiteten Gebirgsbild. Auf einem Gebirgsrücken standen Hunderte kleiner, runder Buschhütten, durch die eine breite Straße hindurchführte, die trotz der frühen Stunde schon stark belebt war. Während ich malte, hörte ich längere Zeit ein auf mich zukommendes Lärmen. Als ich nach dem Grunde ausspähte, stand ein gefesselter, aber wilder Stier

einige Meter von mir entfernt, vor und hinter dem Stier, ihn am Tau ziehend, oder wenn er zu schnell vorwärts wollte, nach hinten am Beine reißend, zwei Haussas. Als die Haussas mich, einen Europäer, so nahe vor dem Stier erblickten, entstand große Bestürzung; das arme Vieh mußte, da an den beiden langen Stricken gleichzeitig gerissen wurde, der hinteren Stütze beraubt, natürlich hinfallen und fing bereits an, den Berg hinunterzukollern. Die Haussas wären sicher hinterhergerollt, wenn nicht der Stier wieder hoch gekommen wäre und die armseligen Kerlchen sich mit Hülfe des Stricks vorerst hätten festhalten können. Ich zog vor, mit meiner Staffelei abseits ins Gebüsch zu gehen, wäre dabei aber fast in die dort befindlichen Fallgruben gestürzt. Zum Glück hielt mich ein Soldat. Es ist also oft gar nicht so einfach, im heißen Afrika zu malen! Als der Stier glücklich vorbei und das Bild vollendet war, malte ich den um die Stadt herumlaufenden tiefen Graben und die daneben liegende, von Blumen überwucherte, zerfallene Stadtmauer.

Ein Haussa ritt in schnellem Tempo, wobei er sein armes Pferd stets, wie bei ihnen üblich, brutal an der mörderischen Trense riß, steil den ganzen Berg hinauf und wollte sich dadurch mir gegenüber wichtig tun. Als er gerade an mir vorbeikam und seinen Turban lüften wollte, riß der Gurt des Pferdes und er sauste herunter. Ich ließ ihn durch meinen Soldaten, der gleichzeitig mein Dolmetscher war, belehren, daß man das arme Pferd sehr quäle, wenn man lange Zeit Galopp einen steilen Berg hinaufreite, und daß sein Herunterfallen die gerechte Strafe für ihn sei. Er lächelte ob dieser Belehrung des weißen Mannes und wunderte sich offenbar, daß wir glaubten, ein Tier habe Gefühl.

Nachmittagsstimmung am Nunfluß. Die Trägerkolonnen, die von Bamum nach Dschang wandern, müssen hier über den breiten Fluß auf primitiven Kanus, die aus Raphiapalmrippen hergestellt, gesetzt werden. Im Nunfluß, dessen steile Ufer aus zinnoberrotem Lateritlehm bestehen, gibt es außer vielen Fischen noch zahlreiche Krokodile und Flußpferde.

36. Über den Nunfluß.

Der Abschied von Bamum wurde mir recht schwer. Ich hatte aber auf der Station Dschang zugesagt, daß ich am Weihnachtsabend bestimmt wieder dort sein würde. Jetzt war es bereits nötig, die 7 Tagemärsche betragende Reise Fumban—Dschang in Eilmärschen zurückzulegen, da mir nur noch 4½ Tage bis zum Feste übrig blieben. Herr Stationschef Adametz, Herr Dr. Krüger und der Häuptling Njoja mit seinem ganzen Gefolge gaben mir noch zum Abschied ein Stück das Geleit, und dann gehörte die schöne, interessante Bamumzeit für mich der Vergangenheit an.

Bis tief in den Abend hinein mußte ich durch öde, verbrannte Gegenden bergauf, bergab reiten oder klettern, bis ich in einem Tal zwischen hohen, auf der Grasoberfläche brennenden Gebirgsmassiven mein Zelt aufschlagen lassen konnte. Auf dem ganzen Wege mußte ich Ruß und schwarzen Staub atmen, so daß ich zum Mohren wurde, gleich den vielen schwarzen Trägern. Es war eine Erholung für Lunge, Nase und Herz, wenn ich in Taleinschnitten durch kleine Bäche reiten konnte oder der Waldesschatten mich Müden zur kurzen Rast aufnahm und der Duft der unzähligen violett blühenden Bäume mich erquickte. Ich nahm stets einen großen blühenden Strauß mit aufs Pferd. Erst im Laufe des folgenden Tages änderte sich das traurige Bild der abgebrannten Grasflächen, als wir von dem hohen Plateau in die unendliche Nunebene hinabstiegen, durch die sich der mächtige Nunfluß hindurchschlängelt. Hier erwartete mich das im sauberen Bamumstil errichtete Rasthaus dicht neben der Fährstelle am breiten Nun. Meine Ankunft war gemeldet, und es lag Essen für mich und

meine Träger bereit. Mit einem Soldaten und einem Boy bestieg ich ein primitives Raphiakanoe, welches mehr unter als auf dem Wasser schwamm und ließ mich von dem Fährmann auf dem Strom umherfahren. Auf meiner Irrfahrt kam ich an eine Stelle, wo aus dem Fluß eine kleine Felseninsel herausragte, auf der fünf bis sechs Fischerhäuser malerisch standen, so recht ein Motiv für mich! Leider war aber in dem schwankenden Raphiagestell des Bootes an ein Malen nicht zu denken. Ich fand jedoch eine winzig kleine Insel. Wenn sie auch kaum für uns drei Platz ließ, so konnte ich hier doch meine Staffelei aufstellen und das köstliche Friedensbild malen. Eine Anzahl stets voneinander abgesonderter weißer Pelikane mit mächtigen Löffelschnäbeln schwammen am Ufer entlang und ließen sich von uns nicht verscheuchen. Tausende von Seerosen umkränzten die Ufer, die nach der einen Seite flach waren und einen weiten Blick gewährten in die an vielen Stellen brennende Ebene und auf die sie umrahmenden Gebirge, von wo ich gekommen war. Das andere Ufer war steil, es bestand aus grell zinnoberrotem Laterit, einer Art Lehm. Während des Sonnenunterganges war dieses Ufer so feurig beleuchtet, daß es wie ein Märchenspuk aussah. Die grellsten Farben auf meiner Palette waren schmutzig gegen diese Leuchtkraft. Dennoch versuchte ich das Bild zu malen. Als ich es vollendet hatte und mich umsah, lag der breite Strom in glühendem, gleißendem Gold, umwoben von violettem Harmattandunst. Die Sonne stand nahe dem Horizont und wollte gerade ganz, ganz hinten im Strombett versinken. Ich saß auf meinem winzig kleinen Eiland mitten im Strom mit offenen Augen und Munde fast erschrocken vor diesem Tropenzauber. Mein Dualaboy zitterte wie Espenlaub, als das Gurgeln und Pusten der hier viel vorhandenen Flußpferde hörbar wurde und eine vor uns befindliche schwarzgraue Insel plötzlich zu leben begann und fortschwamm. Es war ein Flußpferd, dem mehrere andere nachfolgten. Auch sehr viele Krokodile soll es hier geben. Schwärme weißer Gänse, viele Nashornvögel und Pfefferfresser flogen

in Scharen an uns vorbei, und ich kam mir auf meinem kleinen Inselchen, das sich ja zum Glück nicht als der Rücken eines Flußpferdes erwies, vor wie in einem Zaubertheater, in dem mir in Tropenzauberstimmung alle Tiere und Vögel der Tropen in Freiheit vorgeführt wurden. Bei der Heimfahrt auf dem Unterwasserkanoe gab ich dem Soldaten Befehl, scharf zu laden, um uns retten zu können, wenn wir in Gefahr kommen sollten, von einem Flußpferd umgeworfen zu werden. Glücklicherweise kam es nicht dazu. Wir fanden die Fährstelle trotz der Dunkelheit und waren bald darauf bei meinem Zelt, vor dem ein hohes Feuer brannte, das mich vor der Unmenge Malariafieber bringender Mücken schützen sollte. — Ich bedauerte, daß es keine Vollmondnacht war; ich hätte sonst wohl noch stundenlang am Fluß gesessen und den Tönen der Tierwelt gelauscht.

Am folgenden Morgen mußte mein Pferd zwischen zwei Flößen über den Fluß schwimmen. Dann wurden alle meine Lasten, die Träger, die Weiber, die Boys usw. und zuletzt ich hinübergebracht. Volle zwei Stunden dauerte der wackeligen Kanoes wegen das Übersetzen meiner Karawane. Weiße Nebel lagen über dem Fluß, und gespensterhaft ragten die Baumriesen und das gegenüberliegende Ufer aus dem Dunst hervor. Scharen von weißen Vögeln zogen im schnellen Fluge dicht über der Wasserfläche vorbei. Die Seerosen öffneten gerade wieder ihre Kelche und richteten ihr schönes Antlitz der Sonne zu, die immer kräftiger zu scheinen begann. Als ich am anderen Ufer aus dem Dunstkreis des Flusses herauskam, brannte sie bereits sehr stark und gemahnte daran, daß wir viel Zeit verloren hatten. Ein heißer, strammer Tagesmarsch lag noch vor uns. Meist zogen wir wieder durch abgebrannte, öde Grassteppen; es gab nur wenig Abwechslung, hin und wieder einige Dörfer, eins mit Gallims, die aus ihrer Heimat hierher verbannt worden waren, und eins von Fullahs bewohnt.

37. Wieder im Dschangbezirk.

Es war eine wahre Erquickung für das Auge, als nach siebenstündigem Ritt das Häuptlingsgehöft Bagam erreicht war, das im Schatten hoher Bäume lag. Die vielen schattigen Wege mit lebenden Hecken waren ein Zeichen, daß wir uns wieder stark westwärts wandten und dem Dschangbezirk näherten. Es wurde mir nicht leicht, mich zwischen den vielen gleichaussehenden Heckenwegen zurechtzufinden, zumal ich meinen ortskundigen Führer bei den Trägern gelassen hatte. Wir waren völlig verirrt, und — wie das Glück und der Zufall spielt — ich sah plötzlich am Wege statt der Eingeborenenhütten ein Haus aus Fachwerk, also mußte ein Europäer dort sein Heim haben. Ich wußte aber von keinem, der hier wohnen konnte. Als ich hinritt, traf ich eine weiße Frau, die mich freundlich zum Bleiben aufforderte. Ein weißer Missionar, der erst kurze Zeit hier seines Amtes waltete, kam hinzu, und bald saßen wir drei Europäer bei einer gemütlichen Tasse Kaffee. Unter Führung eines Missionsschülers fand ich dann später das Raſtgehöft, wo mich der junge Häuptling empfing und mir erzählte, daß die Verpflegung bereits vor meiner Hütte läge. Die Herrenhütte war geräumig und ganz neu, und da also in Aussicht stand, daß ich nicht von Ratten und sonstigem Ungeziefer belästigt werden würde, schlief ich ausnahmsweise nicht im Zelt, sondern ließ in der Hütte mein Bett aufschlagen.

Eine Schar eingeborener Würdenträger zog später an meiner Hütte vorbei. Ihnen folgte eine Anzahl mit Rotholz hellzinnober angestrichener Weiber mit langen, reichverzierten, perlbestickten Fliegenwedeln, mit Bronzehörnern, europäischen Glocken und schönen farbigen Basttaschen

in den Händen und mit Perlmützen auf dem Kopf. Das Ganze war ein Hochzeitszug, wie mir der Häuptling erklärte. Die Braut, eine Häuptlingsschwester, hatte nur im schwarzen Gesicht die Grundfarbe behalten. Eine Gruppe aus dem Zuge habe ich im Bilde festgehalten. Es war nicht leicht zu malen, denn ein Stillhalten gibt es bei diesen Menschen nicht, und namentlich nicht an ihrem Hochzeitstage. Mein Malerherz schlug gewaltig beim Anblick der vielen alten Kostbarkeiten, die die Weiber trugen. Zu meiner Freude konnte ich durch große Gegengeschenke viele der schönen Sachen vom Häuptling erwerben.

Abends spät brach dicht neben meiner Rasthütte im hohen Elefantengras Feuer aus und beleuchtete die Umgebung tageshell. Keiner kümmerte sich darum, da es ja etwas Altgewöhntes war. Nur ich in meiner Grashütte, mit meinen vielen Bildern, den wertvollen ethnographischen Sachen, war ängstlich geworden und paßte auf, daß das Feuer keinen Weg zum Überspringen auf die Strohdächer fand. Als ich so in die brennenden, knisternden Flammen schaute, dachte ich an die Abende vor Weihnachten daheim. In Deutschland liegt jetzt Schnee, alles rennt in den Straßen umher, um noch die letzten Einkäufe für die Lieben zu machen, viele sitzen still zu Hause und arbeiten an den noch nicht fertig gewordenen Handarbeiten. Hier ahnt außer der ganz winzig kleinen Anzahl Christen niemand etwas von Weihnachten. Ich starrte in die Flammen, die gierig weiterzogen und immer zuerst am Erdboden die bambusdicken Grashalme erfaßten, so daß das Gras herunterbrach, um dann vollends zu verbrennen. Seltsam, daß der Mensch so gern in diese doch verderbenbringenden, entfesselten Elemente hineinstarrt!

Um 6 Uhr brachen wir auf, dem Morgennebel, der aufgehenden Sonne und der Hitze des Tages entgegen. Zum Glück ritt ich auf vielen schattigen Wegen durch Farmen, Wälder und schön und stark bevölkerte Dörfer hindurch. Um 12 Uhr war das Rasthaus Batscham erreicht, wo mich der alte kranke Häuptling, der auf dem Rücken eines

seiner Untertanen ritt, empfing. Als Halsschmuck trug er eine kleine europäische Porzellanbadepuppe; wahrscheinlich war er vom Wert dieser kostbaren weißen, menschenähnlichen Perle stark überzeugt. Ich schlief auf meinem Liegestuhl bald ein und hörte kaum, daß meine Träger kamen, zwei Stunden Rast machten und Essen erhielten. Nachmittags mußte noch ein mehrstündiger Ritt gemacht werden, und dann waren wir, zwar todmüde, aber auch nur noch vier Stunden von den Toren Dschangs entfernt, im Häuptlingsgehöft Bamengam, wo ich auf der Strecke Dschang-Bamenda schon einmal übernachtet hatte. Hier erreichte mich ein Brief meines Freundes Rausch, in dem er mir mitteilte, daß wir am Weihnachtsabend zehn Weiße sein würden. Gleichzeitig bat er mich, zehn kleine Bilder zu malen, die als Tischkarten dienen sollten. Ich Unglücklicher mußte nach diesem Gewaltritt also noch Christkindchen spielen und Weihnachtsarbeiten machen. Zuerst erschien mir die Arbeit wie Berge in Kilima Ndjaro-Höhe, aber als ich dann erst dabei war, ging es schnell. Namentlich machten mir die erstaunten Gesichter des Häuptlings und seines Gefolges Freude, als sie in der Schnelligkeit die Bildchen entstehen sahen, nicht zehn, sondern neun; denn das zehnte malte ich nicht in der Hoffnung, daß ich der zehnte Weiße sein würde, und dieser zehnte brauchte doch keins, er hatte ja die Originalskizzen. Am Abend spät erschienen noch zwei Missionsschüler aus Bagam mit einem alten, großen Tanzperlenkopfschmuck, eine Rieseneidechse darstellend, den ich für den billigen Preis von 4,50 Mk. erstehen konnte. Glück muß der Mensch haben, um so etwas zu erhalten!

38. Weihnachten in Dschang.

Kaum je bin ich so früh morgens aus dem Bett gekommen, wie am Tage vor Weihnachten. Ich wollte nämlich schon um 10 Uhr in Dschang sein, um meinem Freunde beim Aufputzen des Tannenbaumes, d. h. eines Kolabaumzweiges und beim Schmücken der Tafel behilflich zu sein. Es gelang mir auch, und ich konnte allerlei helfen. Um 7 Uhr abends erschienen neun Weiße; der zehnte, ein Feldwebel, lag leider schwerkrank in seiner Wohnung und mußte am Tage darauf nach Duala in das Tropenkrankenhaus gebracht werden, von wo er bald als zum Tropendienst untauglich nach Deutschland entlassen wurde. Zuerst ertönte das Grammophon, um uns durch Weihnachtslieder im schwarzen Erdteil in die richtige Feststimmung zu bringen, schade nur, daß es so sehr nach Tinmusik schmeckte. Draußen vorm Hause des Stationschefs hatte sich der hier gefangen gehaltene Sohn Hendrik Witbois, der Hottentottenkapitän aus Deutsch-Südwest mit Männern, Weibern und Kindern, die damals nach dem Kriege mit ihm gefangen gesetzt wurden, um eine Laterne versammelt, um der Musik zu lauschen. Dann fingen sie selbst an, in deutscher Sprache Weihnachtslieder zu singen: „Gnadenbringende Weihnachtszeit". Die Kindermündchen sangen es so zuversichtlich. Möge es ihnen beschieden sein, ehe die Schwindsucht sie alle hinwegrafft, ihre Heimat Südwest wiederzusehen! Ich stand auf einem Balkon und sah in die Sternennacht hinaus auf die großen Grasbrände, die im Gebirge und in der Ebene wüteten. Es war ein Freudenfest der großen entfesselten Natur. Unter uns sangen noch immer die armen Hottentottenkinder, und Hendrik las aus der Bibel das deutsche Weihnachts-

evangelium vor. Später wurden wir ins Weihnachtszimmer zum brennenden Baum geführt. Unter diesem lagen für mich zu meiner größten Freude wertvolle ethnographische Sachen, einige vollständige Festkleider der Graslandhäuptlinge und eine uralte Elfenbeinschnitzerei. Dann ging's an die festlich geschmückte Tafel. Man hörte noch bis spät in die Nacht Weihnachtslieder vom Gefangenengehöft der Hottentotten herübertönen.

Die Post von den Lieben aus der Heimat war noch durch Eilboten spät abends angekommen und konnte unter uns verteilt werden. Welche Sehnsucht nach Weib und Kind, Vater und Mutter beschleicht den so unendlich viele Meilen Entfernten!

39. Die Siedelungsweise des Graslandnegers.

Sylvesternacht saßen der Stationschef von Dschang und ich vor unseren Zelten beim Mondschein in einem märchenhaften Wald, im weiten, stark besiedelten, ölpalmenreichen Fotunital. Wir waren in dreitägigem Marsche von Dschang über Bamuku und Fotuni später nach der kleinen Feste Bana gekommen, die noch zum Dschangbezirk gehört und mit einem jungen Offizier und einer kleinen schwarzen Besatzung belegt ist.

Auf diesem Marsche und auch in Bana selbst habe ich viel gemalt und habe dabei die Siedlungsweise der Graslandneger genau beobachten und kennen lernen können.

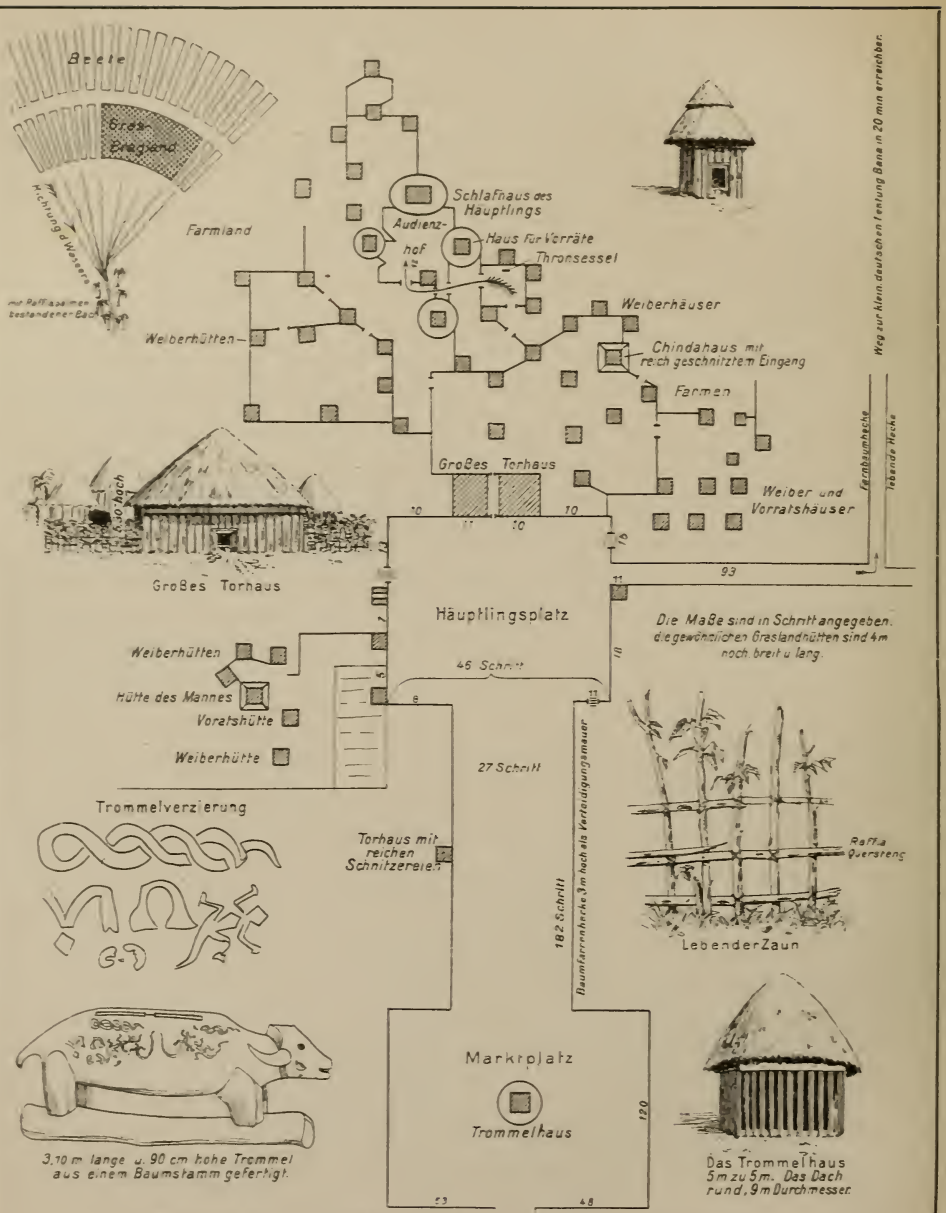
Der Graslandbewohner baut sich in dem starkbevölkerten Lande gehöftartig an. Diese Siedlungsart erinnert an die Hofwirtschaften

Westfalens (Kotten). Die aus je 12—14 Hütten bestehenden Gehöfte werden von einer Familie bewohnt. Diese hat um die Gehöfte herum ihre Felder liegen, die durch lebende Hecken voneinander getrennt sind.

Das männliche Haupt jeder Familie besitzt für sich selbst eine große Wohnhütte, während seine Frauen sich mit Hütten in gewöhnlicher Größe (4 m im Quadrat) begnügen müssen. Einige kleine Vorratshäuschen und einige Hütten für die Hörigen vervollständigen die Ansiedlung. Fast durchweg sind diese voneinander getrennten Gebäude umgeben von Ölpalmen und von dunkelgrünen großen Kolabäumen, deren Früchte ein beliebtes Genußmittel sind, und außerdem von schnellwachsenden Gebüschen, aus denen das Feuerholz für den täglichen Gebrauch gewonnen wird. Im Grasland ist Feuerholz eine teure Ware, kleine Bündel Reisig werden auf dem Markt mit 10—15 Pf. in bar bezahlt. Es wäre gut, wenn das Gouvernement im großen Stil im Grasland aufforsten ließe.

Der Kolabaum gedeiht in der Gegend des Graslandes überall sehr gut, selbst in Höhenlagen von 1600—1700 m.

In der unmittelbaren Umgebung werden auf den Feldern, die von Fikus- und Drazänenhecken umgeben sind, vorwiegend diejenigen Nahrungspflanzen angebaut, die des Windschutzes bedürfen, wie Mais, und Bananen. Die lebenden Hecken dienen ferner als Krale für das Kleinvieh, das ohne sie gerade diesen empfindlichen Kulturen schaden würde. Teile der Felder werden, wenn sie brachliegen, als Weide für Kleinvieh benutzt. Der Mensch kann auf einer Knüttel-treppe über die Hecke steigen, wozu das Vieh ja nicht veranlagt ist. Typisch ist ferner für das Graslandgehöft, daß es meist in ein Tal geschmiegt in der Nähe fließenden Wassers liegt. An den Wasserläufen wächst die zu den verschiedensten Zwecken verwendete Raphiapalme, die für den Graslandneger ganz unentbehrlich ist. Auch gewährt die windgeschützte Lage im Tal Schutz vor Feuersgefahr, was bei den mit Gras bedeckten Hütten der Eingeborenen von ganz besonderem Wert ist. Das trockene Gras der Dächer und die gänzlich



Grundriß eines Häuptlinggehöftes im Kameruner Grasland.

Nach Skizzen des Maler Ernst Vollbehr für den Druck gezeichnet von der Firma Carl Starke, Leipzig.

ausgedörrten Raphiarippen, aus denen die Wände und der Dachstuhl hergestellt sind, brennen wie Zunder.

Außerhalb des Bereiches dieser Hofsiedelungen findet sich Baumwuchs nur ganz vereinzelt. Meist sieht man hier weit und breit weder Baum noch Strauch. Auf solche ganz freien Strecken werden gewöhnlich von der Gemeinschaft der Dorfgenossen Farmen zur gemeinsamen Nutznießung angelegt. Hauptsächlich fand ich den großblättrigen Makabo, die Knollenfrucht Jams, die Süßkartoffel und die Erdnuß, die im März angepflanzt und im August geerntet wird, angebaut.

Die Art der Anlage dieser Farmen ist immer die gleiche. Nachdem das Gras mittelst Haumesser abgeschlagen, getrocknet und verbrannt worden ist, werden durch das Zusammenscharren der Humusdecke mit der Farmhacke Furchen hergestellt. Diese Furchen, zwischen denen die Beete liegen, laufen stets in der Wasserrichtung. Es ist interessant zu sehen, wie die Weiber von oben nach unten arbeiten und dabei die genaue Wasserrichtung verfolgen können. Hierdurch soll verhindert werden, daß das Wasser bei schnellem Abfluß zu viel Humus mit sich reißt. Um nun zu vermeiden, daß das Wasser zu tiefe Rinnen reißt, werden diese häufig durch querlaufende oder durch viereckige Grasbrachstücke unterbrochen.

Aus solchen eben beschriebenen Gehöften setzen sich nun die großen Dörfer zusammen, und da das ganze Grasland des Dschangbezirkes stark bevölkert ist, begreift man bei dieser Art der Anlage wohl, daß Dörfer große Ausdehnungen besitzen und oft über viele Berge sich erstrecken. Bis hoch zu den Gipfeln hinauf ist alles, aber auch alles bebaut, da viel Essen für die reichliche Bevölkerung gewonnen werden muß und der Boden verhältnismäßig wenig fruchtbar ist. In der Mitte des ganzen Dorfgeländes liegt das Häuptlingsgehöft selbst, mehr ein großes Haufendorf, das aus einem unregelmäßigen Gewirr von Häusern, Hallen und Höfen besteht. Die umfangreichsten Gebäude dienen dem Häuptling selbst als Wohn- und Empfangsräume. Hier

werden die Versammlungen der Großen, die mit Mimbogelagen und mit Tänzen der Weiber verbunden sind, abgehalten.

In einer Reihe viereckiger Hütten mit Runddach gewöhnlicher Größe wohnen die vielen Weiber des Häuptlings, oft 200—400 an der Zahl. Jedes Weib hat mit den von ihm dem Häuptling geschenkten Kindern eine Hütte. Außerdem befinden sich im Hüttengewirr eine große Anzahl Durchgangs- und Vorratsräume, letztere hauptsächlich zur Aufbewahrung von Lebensmitteln. Diese Häuser stehen erhöht auf Steinen, so daß die Luft unter dem Fußboden freien Durchgang hat.

Vor dem Eingang zum Häuptlingsgehöft liegt der geräumige Volksversammlungsplatz, der wöchentlich ein- bis zweimal als Marktplatz benutzt wird. Oft ist dieser Platz mit hohen Zäunen aus Farnbaumstämmen, mit lebenden Hecken oder mit Matten umgeben. Daran schließt sich, durch einen breiten Weg verbunden, der Trommelplatz, auf welchem die Tanzfeste fürs Volk abgehalten werden. Unter großen Bäumen stehen in schattigen Hainen die Fetischhäuser. Ich versuchte in Bana den Grundriß eines Häuptlingsgehöftes, welches mehr einem Labyrinth als einem geordneten Dorf glich, aufzuzeichnen. Es war nicht leicht, denn der Weg ging kreuz und quer, oft durch Hütten, die lediglich als Durchgangshäuser dienten und deren Türöffnungen sehr klein waren. Es gehört eine große Übung dazu, sich nicht jedesmal das Schienbein, oder wenn man auf dieses zu sehr Obacht gibt, den Kopf wund zu stoßen. Die Schwelle reicht bis 25 cm hoch über den Boden. Die Breite des Einganges beträgt 40 cm, die Höhe nur 80 cm! Hutter gibt daher in seinem Buche folgenden guten Ratschlag, um gefahrlos diese Türöffnung benutzen zu können: „Zuerst Rumpf vorwärts beugen, dann linkes Bein hochheben, mit dem Knie bis zum Kinn, hierauf Bein vorwärts strecken, Kopf zwischen die Schultern einziehen. Nun folgt Versenken des gestreckten Beines in die schwarze Tiefe des Hausinnern, Katzenbuckel verstärken, Rumpf nachschieben, Schienbein des anderen Beines an der hohen Schwelle anschlagen, ein kräftiger Fluch, Nachziehen des anderen Beines und

man ist in der Finsternis verschwunden." Befindet man sich in dem Wohnraum, so muß man darauf achten, daß man nicht in glühende Kohle oder in einen Kochtopf tritt. Ist es ein Durchgangshaus, so muß man warten, bis der entgegengesetzte Ausgang von seiner Schiebetür befreit ist, damit Licht hineinkommt. Ist man glücklich aus solch einer Hütte heraus, kommen noch viele andere, einige Höfe, Mattenzäune, wieder eine Anzahl Hütten, durch die man klettern muß, und schließlich gelangt man zu den großen Hütten des Häuptlings. Diese haben meistens im Innern die gleiche Größe der anderen Lehmhütten, sind aber mit einer von der Hauswand 1 m entfernten, zweiten, aus Raphiapalmstengeln kunstvoll hergestellten Wand umgeben. Das Dach ist dementsprechend größer, steiler und höher und wird von Balken, die kunstvoll geschnitzt sind, gehalten. Unter diesem hervorragenden Dach steht oft der sogenannte Thronsessel. Meistens liegen vier dieser großen Häuptlingshäuser um einen geräumigen, sauberen Hof herum. Hier hält der Häutling seine geheimen Versammlungen ab. Für Feinde, die im Dorf nicht Bescheid wissen, ist es unmöglich, den Häuptling in seinem Mauseloch zu finden, und wohl noch schwieriger ist es, ohne Führer wieder herauszukommen. Ich würde keinem Offizier, der eine Strafexpedition auszuführen hat, raten, bis in diese Höhle dem feindlichen Häuptling zu folgen.

Als wir zurückkehrten, traf es sich, daß ich vorausging. Ich glaubte, daß ich den Weg finden würde, hatte mich aber sofort festgerannt. Der lächelnde, freundlich gesinnte Häuptling übernahm die Führung. Er schob Hüttentüren zur Seite; wir krochen durch die Hütten hindurch, überschritten Höfe und Zäune, und glücklich stand ich am Schluß wieder vor dem großen, langgestreckten Eingangshaus.

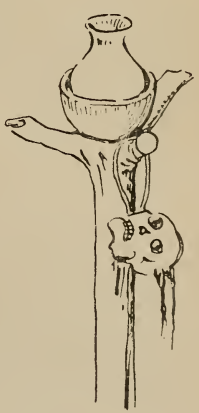
40. Von Bana nach Bare.

Erst um 2 Uhr ritt ich, nachdem ich Abschied von meinem Freunde genommen hatte, von Bana fort. Bei fürchterlicher Hitze ging's zuerst durch das auf einem Berge gelegene Haussadorf, später auf schmalem Eingeborenenpfade auf Besa zu. In allen Farmen wurde fleißig gearbeitet, denn die Regenzeit stand dicht vor der Tür, und diese sollte alle Pflänzlinge bereit finden, schnell zu wachsen. Ich merkte, daß mein Pfad fernab vom Verkehr lag; denn bis dicht an den Weg reichten die gehäufelten Farmbeete. Das ist sonst nicht der Fall, da die vielen vorbeiziehenden Trägerkarawanen oft räubern. Hier hatten sie aber als sichersites Mittel gegen Raub Fetische in Form von trockenen Palmwedeln, an denen geheimnisvolle Gegenstände hingen, aufgestellt.

Die Männer und Weiber waren hier scheuer als an den Hauptwegen; alle rannten, als sie meiner ansichtig wurden, weg und versteckten sich. Ritt ich einmal durch hohes Elefantengras, und die schwerbeladenen schwarzen Schönen sahen mich erst einige Meter zuvor, so warfen sie ihre großen Lasten schnell mitten auf den schmalen Weg und liefen ins Gras. Es half dem Pferdejungen nichts, daß er schimpfte, er mußte den Weg für mich säubern. Überraschte ich die Weiber plötzlich zwischen hohen Hecken, wo ein Entrinnen unmöglich war, klatschten sie ängstlich mit ihren Händen und ich beantwortete ihren Gruß mit einem freundlichen „Guten Morgen". Die Männer dagegen blieben, wenn sie wußten, daß man sie bemerkt hatte, ruhig grüßend stehen und klatschten. Als ich in den Bereich des Häuptlings Besa kam, lief mir der Headmann meiner Träger aufgeregt entgegen und teilte mir mit, daß der Häuptling kein Essen für die Träger und für mich

Tropenzauber am Urwaldfluß bei Sonnenaufgang.
Violette Dünste wallen noch über dem Wasser und verschleiern die Sonne, die aber bald Herr darüber werden wird und dann ihre heißen Strahlen auf Wald und Fluß herabsendet.

geben wolle. Der Soldat hätte meinem Befehl, ein Schaf zu schlachten, auch nicht nachkommen können, da der Häuptling keins verkaufen wollte. Zurzeit war diese Gegend durchaus nicht geheuer. Man wollte sich daher am folgenden Tage von Bana aus mit Waffenmacht zeigen, damit die vielen Morde und Widersetzlichkeiten aufhörten. Der Häuptling mit seinen Großen hatte es dann aber doch für zweckmäßig gehalten, mir entgegen zu kommen und mich zu empfangen. Er hielt mir seine Hand zum Gruß hin, die ich nicht berührte. Dann schimpfte ich auf deutsch, was die Eingeborenen natürlich nicht verstanden, so laut, daß er mit seinem bösen Gewissen immer kleiner wurde und schließlich sechs seiner Leute wegschickte, um meine Wünsche zu erfüllen. Sein ganzes Volk stand klatschend vorm Dorf. Es bekam von mir ein strenges Gesicht zu sehen, aber wie ich vor meinem Zelt ankam, gings wie ein Tischlein deck dich. Alles nötige Essen war plötzlich auf der Erde aufgehäuft, nur mußte das Schaf, das danebenstand, mit einem gesunden vertauscht werden. Der Häuptling bekam seinen vorgeschriebenen Lohn und noch einige Mark Trinkgeld, und auf beiden Seiten herrschte Friede.



Bevor ich zum Häuptlingsgehöft kam, vor dessen Eingangstor man mir mein Zelt aufgeschlagen hatte, kam ich wieder über einen Trommelplatz, auf dem mächtige Baumriesen standen. An allen Ecken und Enden befanden sich kleine, runde Gotthäuser aus Baumfarrenstämmen erbaut. In der größten Fetischhütte befand sich auf einem Astgestell ein Tonkrug, und daran hing ein gebleichter Menschenschädel, an dem noch lange Strähnen Haar hingen. Am Boden befanden sich rote Tonschalen mit Mimbo, und an dem leichten, mit Schlingpflanzen überwucherten Dach hingen Vogelleichen und ein Leopardenfell. Durch einen zuverlässigen Dolmetscher ließ ich beim Häuptling und bei den Eingeborenen Erkundigungen über diese Fetischhäuser einholen.

Ich erfuhr folgendes: Wenn während der Nacht ein Mörder auf Raub ausgeht und Menschen morden und fressen will, verwandelt er sich oft in einen afrikanischen Kuckuck, eine Eule oder gar in einen Tiger. Kommt er auf seinen Streifzügen in den Bereich des von der Hütte ausgehenden Zaubers, so fällt er um und stirbt und sein Kadaver, ob nun in Menschen- oder Tierform, wird als Abschreckungsmittel hier aufgehängt. — Aus dem Tonkrug läßt der Häuptling, wenn er einen Mörder sucht, sein ganzes Volk trinken. Ist der Mörder dabei, verwandelt sich für ihn das Wasser in Gift und er stirbt.

Mein Zelt lag, winzig klein anzuschauen, unter gewaltigen Riesenbäumen, wie sie nur die Tropenkraft hervorbringen kann, vorm Eingang zum Häuptlingsgehöft. Die Auswahl eines solchen Zeltplatzes seitens meiner Leute war sehr unvernünftig, da bei ausbrechendem Gewittersturm herabfallende Zweige das Zelt und den Insassen leicht töten können. Um das Zelt herum lagen meine Kisten und Kasten. Ein großes Feuer brannte davor, um die Mücken und die niederträchtigen Sandflöhe fernzuhalten. Der Vollmond stand über den mit hohen Ölpalmen bestandenen Bergen und beleuchtete silbern die ganze feenhafte Umgebung. Die Schattenstellen waren in tiefe Nacht getaucht. Als kräftige Silhouetten ragten die schlanken, spitzen Grasdächer des Häuptlingsgehöftes gegen den dunklen Nachthimmel hervor. Alles war ganz ruhig um mich, ich mußte noch wandern, mußte nochmals die stillen Fetischhäuschen und die sie umgebenden Haine betrachten, um Tropennachtzauber bei Vollmond zu genießen und die vielen Gottheiten der Schwarzen bei nächtlichem Spuk kennen zu lernen. Diese sollen aber, wenn sie sich nicht gerade in Elefanten oder Leoparden verwandelt haben, kleiner als Ameisen sein, unter der Erde wohnen und für einen neugierigen Europäer noch viel unsichtbarer sein, als für die Schwarzen selbst. Ich setzte mich in eine mondbeschienene Ecke und versuchte mit der Bleifeder einiges zu zeichnen, als mein Boy ängstlich mit der Laterne kam, um mich in meinem Märchenversteck zu suchen und mich in mein Zelt zurückzuholen.

Ich folgte ihm stillschweigend. Es war ihm nicht geheuer, seinen Herrn in der Nähe solch unheimlicher Geister zu wissen. Ich schrieb noch lange vor meinem Zelt in's Tagebuch und konnte mich nebenbei immer und immer nicht satt sehen an dem Nachtzauber, von dem man sich in Deutschland keinen Begriff machen kann.

Ein dichter Schleier, ein träufelnder Nebel lag auf der ganzen eben beschriebenen Herrlichkeit, als ich am folgenden Tage erwachte. Von den hohen Bäumen tröpfelte das Naß, als ob's regnete. Aber um 6 Uhr, als die Sonne rotglühend zwischen violetten Nebelschwaden aufging, saß ich schon längst zu Pferde und ritt an einem brausenden Wasserfall vorbei, dessen Staubdünste sich mit dem Nebel vermischten und oft die im Hintergrunde liegenden Berge verschleierten. Die Sonne siegte, denn sie hatte mehr Kraft, mehr sogar, als mir lieb, denn es ging viel bergab und es wurde immer heißer. Ich mußte der vielen schlechten Pfade und der vielen Flüsse wegen gehen oder vielmehr kraxeln und über sehr unsichere Hängebrücken turnen, während mein Pferd an der Leine von schwimmtüchtigen Leuten durch den Fluß geführt wurde. Aus stolzer Gebirgshöhe sah ich auf eine reichbewaldete Tiefebene, durch die sich der Nkam gelblich-weiß schlängelte. Das Eigenartige dieses Bildes wurde durch die in Unzahl wachsenden zinnoberroten Bäume hervorgerufen. Ich glaubte in ein Meer rotblühender Tulpenbäume zu schauen, aber ich sah mir später diese Märchenbäume aus der Nähe an und entdeckte, daß es die ganz frische Belaubung war, die zinnoberrot, noch röter als bei uns das Herbstlaub, leuchtete. Ich hatte viel von diesen roten Bäumen gehört, war aber doch überrascht, als ich selbst diesem Naturschauspiel gegenüberstand. Fünf Stunden später war der Nkam glücklich überschritten, und im Waldesdickicht konnte Rast gemacht und gefrühstückt werden, während die armen, angestrengten Träger mit wahrer Freude in den Fluß stiegen, um zu baden. Der dortige Schwarze hat viel Hang zum Wasser und zur Reinlichkeit. Ich habe mit eigenen Augen beobachtet und auch durch Ärzte bestätigt gefun-

den, daß Neger, die europäische Kleidung trugen, unreiner und eher mit der Hautkrankheit Kroko behaftet sind, als unbekleidet gehende, die zum Baden stets bereit sind. Dieselbe Erfahrung ist auch in Samoa gemacht worden.

Alles war erfrischt, und mit neuem Mut gings weiter durch menschenleere, sumpfige Gegenden zum heiß gelegenen Rasthaus. An den Langhütten sah ich, daß die Mboebene, also der Bezirk Bare, wieder erreicht war.

Am Tage darauf marschierten wir stets in der Ebene und mußten viele große Flüsse überschreiten. Über dem einen Fluß war die Hängebrücke schlecht, ein Soldat nahm mich daher auf seine Schultern, um mich durchs Wasser zu tragen. Da ich ihm aber wohl zu schwer war, stellte sich ein zweiter dicht vor ihn und nahm meine Beine auch über seine Schultern, so daß ich fast hintenüber gefallen wäre. Die beiden hatten ihre Köpfe so dicht aneinandergelegt, daß der Hintengehende nichts sehen konnte. Ich hätte lachen müssen, wenn die Strömung uns erfaßt und umgeworfen hätte. Ohne Unfall landeten wir auf der anderen Seite. Hier schienen aber alle Mücken und die kleinen winzigen Sandfliegen gewartet zu haben, um mein Gesicht und meine Hände als Tummel- und Nahrungsplatz zu benutzen. Das unangenehme Jucken war fürchterlich. Ich legte mir vom Nachttau feuchte Grashalme auf die Stellen, wodurch es noch schlimmer wurde. Erst im Lager am Herdfeuer wurde ich das Jucken los, als ich meine Handfläche so lange dicht übers Feuer halten konnte, bis ich Brandschmerzen verspürte. Daß Termiten (Ameisen) unangenehm beißen können, lernte ich in der Mboebene kennen, als ich in einer Hütte lag, die buchstäblich von Millionen Ameisen überfallen wurde. Ich konnte mich von den Plagegeistern nur retten, indem ich mich auszog, alle Kleidungsstücke wegwarf, fortlief und mich badete und mir aus meinem Blechkoffer, der zum Glück nicht geöffnet in der Hütte stand, neue Kleidungsstücke herausholte. Die Ameisen fallen oft über ein Haus her und fressen alle Balken an, und während das Holz von

außen noch ganz gesund aussieht, ist es innen schon völlig ausgehöhlt, so daß das ganze Haus bei der ersten besten Gelegenheit einstürzt.

In der Mboebene muß man jeden vierten Tag Chinin schlucken, wenn man kein Fieber haben will. Im hochgelegenen, gesunderen Grasland ist das nicht nötig. Vor Dysenterie (Ruhr) war ich gesichert, da ich stets gekochtes Wasser trank und nur von Tellern aß, die mit solchem Wasser gereinigt waren.

Bei der Farm Strobel und Marquardt wurde übernachtet und, tags darauf war ich wieder beim Bezirkschef Frank in Bare.

41. Nach den Kraterseen im Manengubagebirge.

Trotz Harmattanzeit lag das ganze vulkanische Manengubagebirge, als wir auf schmalen Eingeborenenpfaden ihm zustrebten, klar vor unseren Augen. Zuerst ging's durch lange Flächen abgebrannten Elefantengrases, dann durch Strecken, wo das Feuer nicht Herr über das noch zu grüne Gras hatte werden können. Später ritten wir durch blumige Wiesen, die von vielen Elefanten- und Büffelfährten durchzogen waren. Ein Weißer, hier im Innern Afrikas doch immer noch eine seltene Erscheinung, kam des Weges, hatte auf dem Rücken eine Flinte, begrüßte uns und erzählte, daß er völlig von Büffel- und Elefantenjagd lebe und daß er die Summe, die der Jagdschein koste, mit dem ersten Elefanten wieder herausbekäme. Auch eine Existenz, aber anscheinend eine, die ihren Mann ernährt, wenn auch unter steter Lebensgefahr.

In tiefen Gebirgsfurchen mußten wir Bäche und kleine Flüsse

durchschreiten, die stets mit dichten Urwaldbäumen umstanden waren. Wir ritten, ohne daß wir es recht gewahr wurden, immer höher und höher und erreichten in etwa drei Stunden das Dorf Mburuku. Hatten wir noch kurz vor dem Dorf die in der ganzen Mboebene üblichen Langhütten der Eingeborenen gesehen, so waren hier aus Farnbaumstämmen hergestellte Bakossirundhütten mit spitzen Giebeldächern Sitte, die in Reih und Glied links und rechts von der breiten Dorfstraße standen. Für mich, der sich für Völkerkunde interessiert, war diese Art Bauten eine neue Welt, und ich stand auch schon vor meiner Staffelei, bevor die Begrüßungsformalitäten mit dem langweiligen Hosenneger (so nennt man dort die Küstenneger, die europäische Kleidung tragen) =Häuptling Kenlo beendet waren. Es ist doch ein großer Unterschied zwischen diesen und den begabten Graslandhäuptlingen. Ich stand neben dem Eingang einer Hütte, vor mir saßen stumpfsinnig einige Weiber und sonnten sich. Das Dorf wurde von mächtigen Baumgruppen, hinter denen das gewaltige Gebirge lag, abgeschlossen. Am Ende des Dorfes, also vor der Baumgruppe quer lagen die Häuptlingshütten und ein eingefallenes Rasthaus, und dort standen auch bereits unsere Zelte. Die Sonne brannte auf mich und ich war glücklich, als ich mein Bild vollendet hatte. Es ist in den Tropen nicht ratsam, sich der Sonne so stark auszusetzen, wie ich es oft tat, denn ich hätte leicht, trotz Tropenhelmes, mir einen Sonnenstich zuziehen können.

Abends, als Dämmerung über der ganzen Landschaft lag und die violetten Schleier sich aufs Gebirge und die Baumgruppen lagerten und der Schein der Herdfeuer aus den Hütten leuchtete, gab es herrliche Stimmungen zum Malen. Die Eingeborenen hantierten im Scheine des Herdfeuers wie gespenstische, schattenhafte Wesen um das Feuer herum. Vor meiner Hütte wurde der Tisch gedeckt. Mein Koch mit seinen Boys war ebenfalls mit Töpfen und Pfannen am Feuer beschäftigt. Glühwürmer flogen zu Millionen durch die Bananenstauden. Die leider in den Tropen gar zu schnell eintretende Dunkelheit zwang mich, mit dem Malen aufzuhören. Als ich mich dann später

Kraterſee im Manengubagebirge. Etwa 2000 m hoch befindet ſich ein mit vielen Eruptionskegeln und mit gelbem Gras bedecktes Kraterbecken; in dieſem liegen zwei märchenhaft ſchöne Seen, der eine kreisrund und ſmaragdgrün, der andere hier abgebildete halbmondförmig und blau.

umsah, war bereits rings um mich Dunkelheit. Ich ging oder vielmehr ich tastete mich von meinem Standort fort und erschrak fast vor dem erhabenen Bild, welches sich tief unter mir aufrollte. Die ganze Mboebene war ein gewaltiges Meer von Grasbränden. Dunkle, große Baumgruppen hoben sich gespensterhaft von der glühenden Lohe ab. So mag das brennende Rom ausgesehen haben, als Nero es hatte anstecken lassen und sich von erhabener Höhe aus das Schauspiel ansah. Ein Boy mit Laterne mußte mich noch nach mehreren Ausblickstellen begleiten, damit ich das große, gewaltige Schauspiel mehrmals sehen konnte. Ich hatte ja schon viele Grasbrände in Kamerun gesehen, aber es war doch stets wieder ein neuer, überraschender Anblick.

Bis tief in die Nacht hinein saßen Herr Bezirkschef Frank und ich vor unserem Zelt und genossen nach den heißen Tagen der Ebene die herrliche Gebirgskühle (15° R., Wasser 12° R.) und sprachen von ernsten Kriegsgefahren, die am Heimathimmel erschienen waren. Aber wie alt waren stets die Nachrichten, die hier im Innern zu uns kamen!

In aller Herrgottsfrühe, als ich noch fest schlief, wollte ein Bakossistier mein grünes Zelt stürmen, gerade an der Stelle, wo mein leichtes Feldbett die Zeltwand berührte. Ich fiel natürlich aus dem Bett und wußte zuerst nicht, was los war. Kaum hatte ich die Lage überblickt, so stieß ich mit den langen Eisenspitzen meiner Staffelei von innen gegen das Zelttuch und schlug so den kühnen Angreifer in die Flucht.

Recht neblig und sogar nach Regen sah es am anderen Morgen aus, als wir bei Laternenschein frühstückten. Ich war aber überzeugt, daß gutes Wetter kommen mußte, und in der Tat hatte Petrus ein Einsehen, so daß sich das Wetter bald aufklärte. Das ganze, mächtige Manengubagebirge lag schon klar vor uns, als wir in den taufrischen Morgen hineinritten. Wir kamen an vielen runden Kraterlöchern vorbei, deren Abhänge mit Farmen bedeckt waren. Es wurden hier auch Hack- und Häufelkulturen betrieben, der Boden sah aus wie unzählige Kindergräber. Mais und Makabo mit Buschbohnen vermischt waren angepflanzt. Auf den unbebauten Stellen war das Gras mit

Millionen gelber, kamillenartiger Blumen überwuchert, wie im Frühjahr bei uns die Heimaterde. Unsere ganze Karawane war vorausgesandt; wir hatten nur die Boys, die die Futterkisten und meine Malsachen trugen und einige Soldaten bei uns behalten und machten an der schönsten Aussichtsstelle Rast, damit ich nach Osten hin die dicht vor mir liegende Vulkanspitze des Manenguba im Morgendunst malen konnte. In den Schluchten bei den Bächen und Quellen lagen kleine Waldparzellen, meistens aus niedrigen Baumfarnen bestehend. In dieser Höhe gab's nur selten hohe Bäume. Weiter hinauf konnten wir kaum mehr reiten, selbst mein sonst so gut kletternder Mulo (Maultier) streikte. Mittags hatten wir glücklich den 2000 m hohen Kraterrand erstiegen, nachdem wir schon unzählige Male unsern Führer gefragt hatten, wie lange wir noch klettern müßten, bis wir die hohen Seen sehen würden. Ein Schwarzer kann einem die Stundenzahl aber nicht angeben, er zeigt nur auf die Stelle am Himmel, wo die Sonne stehen wird, wenn wir das Ziel erreicht haben werden.

Endlich waren wir oben, sprachlos vor Staunen, als die unendliche Kraterfläche mit einem halbmondförmigen und einem kreisrunden See unter uns lag. Der kleine See wurde von einem Dolmetscher Njum Edib (Mannsee) und der große Unar Edib (Frausee) genannt. Im gewaltigen Kraterbecken lagen viele Ausbruchkegel, und in den nebeneinanderliegenden größten lagen die Seen. In alter Zeit wird wohl das ganze Becken ein einziger See gewesen sein, das erst allmählich bis auf die beiden Seen austrocknete. Während der Trockenzeit kann man in 1½ Stunden durch die mit rotgelbem Gras bestandene Ebene reiten; während der Regenzeit, wo alles ein Sumpf ist, ist das nicht möglich. Am Nordrande der Kraterwand ist eine Öffnung, durch die sich in Urzeiten die glühende Schlacke ins Tal ergossen hat. Hier mußte auch unser Weitermarsch vorgenommen werden, um in das Dorf zu gelangen, wo wir unsere Zelte aufgeschlagen vorfinden würden. Ich trennte mich ungern von dem gewaltigen Blick in diese vulkanische Gebirgswelt, über die sich all-

mählich in Gestalt von Wolken ein Vorhang zog, wie im Theater gerade dann, wenn man mit offenem Munde und Augen dasitzt und das Geschaute und Erlebte immer mehr in sich aufnehmen möchte. Aber zur Harmattanzeit mußte man schon dankbar sein, wenn man solche Gebirgswunder überhaupt zu sehen bekam und sie auch noch malen konnte.

Der Abstieg war steil, und daher kamen wir recht abgespannt nach dem Dorf Poala (1600 m hoch) in der Landschaft Elong, Bezirk Johann Albrechts-Höhe. Schon von weitem sah ich das kleine Dorf und unsere grünen Zelte mit den schwarz-weiß-roten Flaggen aus dem Grün hervorlugen. Dort empfing uns unter einer Palmblattlaube der Bezirksleiter von Johann Albrechts-Höhe, dem ich vom Bezirkschef von Bare zur sicheren Weiterbeförderung warm empfohlen worden war.

Ich erfuhr zu meiner großen Freude, daß wir am folgenden Tage wieder übers Manengubagebirge wandern und sogar unmittelbar zwischen den beiden Seen hindurchkommen würden. Vermutlich würde ich dort Zeit finden, noch ein weiteres Bild im Kraterkessel zu malen. Die beiden Herren hatten den ganzen Nachmittag mit den vielen erschienenen Eingeborenen Gerichtssitzung abzuhalten, während ich fest schlief und mich für den Abend und den nächsten Tag stärkte. Nachts wurde es sehr kalt, so daß ich wieder zum Winteranzug und zu vier wollenen Decken greifen mußte.

Im Morgengrauen wälzte sich die ganze Karawane wieder am Gebirge hinauf, drei Europäer mit dem in Kamerun unentbehrlichen großen Troß, ein Ameisenstrom, der in Schlangenwindungen die Höhe erklimmt. Wir erreichten das Kraterbecken, durchschritten es zur Hälfte und erkletterten den Kamm, der die beiden Seen trennt. An einer schönen, hohen Stelle ließ ich das Gras wegschlagen und meine Staffelei aufstellen. Ich malte von dort aus den allerseits in steile Kraterwände eingebetteten runden Mannsee, der, etwa ¼ qkm groß, tief unter uns dunkelsmaragdgrün lag. Eine armdicke Quelle floß ein Meter über

dem Wasserspiegel in den See. Der Mann-, wie auch der etwa 3 qkm große Frausee ist nur am Südostabhang, wo am längsten Schatten und Feuchtigkeit herrschen, bewaldet. Meine lieben Begleiter saßen und hatten sich über meine „Futterkisten" hergemacht, während ich malte. Da ich mich monatelang auf dem Marsche befand, waren meine Boys so eingedrillt, daß sie wie stets Punkt 9 Uhr in der Frühe die „Futterkiste" bereithielten. Selbst hier waren sie zur rechten Zeit zur Stelle.

Im Hintergrunde, im rotgelben Grase, lagen noch einige Bergkegel, und dahinter türmten sich treppenartig die Basaltkraterwände des Manenguba nach allen Seiten hoch auf. Die unberührte, urgewaltige Landschaft machte einen überwältigenden Eindruck auf mich Glücklichen, der da oben stehen und ein Bild malen konnte, um es später als Erinnerung an eine weihevolle Stunde mit heimzunehmen.

Um zu prüfen, wie breit der Frausee ist, ließen wir einen Soldaten hinüberschießen, zuerst mit 300 m Visier; die Kugel schlug in den See. Mit 600 m Visier ebenfalls, aber bei 1000 m traf das Geschoß das Ufer. Was hätten wir darum gegeben, wenn wir ein Kanu gehabt hätten, um genau die Größenverhältnisse und die Tiefen festzustellen! Wir konnten nur sagen, daß das Wasser 9° R. Wärme besaß, also zum Baden zu kalt war, namentlich für uns mit dem in der Tropenhitze verwöhnten Körper. Mein Boy fand das Wasser so kalt, daß er, als er es trinken wollte, ausrief: „The water is cold too much, it kills my teeth" (das Wasser ist viel zu kalt, es tötet meine Zähne).

Die kleine Anzahl Weißer, die hier oben in der Gebirgseinsamkeit gewesen sind, kann man noch leicht zählen, trotzdem das Manengubagebirge nicht weit vom Endpunkt der neuen Nordbahn entfernt liegt. Ich glaube, es wird die Zeit nicht allzu fern sein, wo diese Gebirgswelt und die großen, mächtigen Nkamfälle, die ja auch nicht weit von der Bahn liegen, von Weltreisenden, von nach Schönheit dürstenden Menschen häufig aufgesucht werden.

Eingeborene ziehen in der Trockenzeit vereinzelt durch das Kraterbecken, um Holz aus der Ebene zu holen. Sie kommen aber nie in die unmittelbare Nähe der ihnen unheimlichen Kraterseen. Sie können es nicht recht verstehen, daß wir Weiße mit den Göttern so gut stehen, daß wir uns ungestraft in der Nähe aufhalten, und, wie ein Weißer es getan, sogar in dem todbringenden See gebadet hat.

Es hieß hier nun leider Abschied nehmen vom Bezirkschef Frank, der nach Osten ritt, während wir durch gelbes Gras nach Westen auf sehr steilen Serpentinen das hohe Felsmassiv hinaufkletterten. Noch ein Blick zurück ins Märchenland — und vor uns lag wieder in Harmattanstimmung die gewaltige Ebene, der wir zustrebten, um ins Bakossiland zu gelangen.

Wie Strahlen gehen vom Kratermassiv Bergrücken abwärts. Einen solchen Rücken benutzten wir, um, links und rechts in den Abgrund schauend, tiefer und tiefer in immer wärmer werdende Regionen zu kommen, bis wir spät abends im Bakossidorf Ninong Quartier machten.

42. Im Bakossiland.

Andere Volksrassen, andere Sitten und Gewohnheiten, anderer Gottesglaube! Vor allem fielen mir der eigenartige Ahnenkultus und die damit zusammenhängenden Begräbniszeremonien auf. Vor jedem Dorf standen Gräbergestelle, die oft mit 50—60 Töpfen beladen waren. In einigen war Essen für den Verstorbenen. Gebrauchsgegenstände, wie Bettgestelle, Schirme, farbige Lavalavas (d. h. Hüft-

schurze), Tücher, Körbe, Farmhacken waren ebenfalls auf das Grab gelegt, kurz alles, was der darunter ruhende Verstorbene gebraucht und womit er gearbeitet hatte. Alles war aber zerbrochen oder zerschnitten, damit kein Lebender davon Gebrauch machen konnte. Oft sahen die Gräber aus, als ob Jahrmarktsbuden nebeneinander aufgeschlagen seien. Im Dorf selbst sah ich vor einer Rundhütte ebenfalls unzählige unbrauchbar gemachte Töpfe aufgestapelt, ein Zeichen, daß jemand darin gestorben war. Ich erfuhr, daß es sich um eine der Frauen des Häuptlings handelte und man erzählte mir, sie sei noch jung und schön gewesen, aber eine innere Krankheit habe sie dahingerafft, nachdem ihr zwei Kinder vorangegangen seien. Ein drei Jahre alter Knabe war übrig geblieben und klammerte sich nun fest an seinen Vater. Es soll beim Tode eines angesehenen Bakossi Sitte sein, daß die Leidtragenden viel Pulver verschießen und daß das ganze Dorf Totentänze aufführt. Die Häuptlinge aus der Umgebung mit ihrem Gefolge kommen zu diesen Totentanzfesten. Sie werden dann großartig bewirtet und erhalten, wie landesüblich, viele Geschenke. Hier waren sie so reich beschenkt worden, daß der Häuptling große Schulden hatte machen müssen, an denen er wohl viele Jahre zu tragen hat.

Aufgestapelte Töpfe vor der Hütte eines Verstorbenen.

Der Häuptling erzählte, daß er 500 Mk. für sie gegeben und daß er die Verstorbene sehr gerne gehabt habe.

In der runden Hütte der Verstorbenen sah es sehr sauber aus. Rings

Europäerzelt im Dorf Mburuku-Kentlu. Zwischen den kreisrunden, aus ameisensicheren Farnbaumstämmen erbauten Bakosihütten steht das Zelt des Malers. Das Dorf liegt ca. 1000 m hoch am Abhang des Manengubagebirges.

standen auf Gestellen aufgeschichtet schwarzgeräucherte Tontöpfe. In der Mitte über der Herdstelle hing ein Gerüst zum Fleischtrocknen. Eine Leiter führte zum spitzgiebeligen Boden, wo Holz aufgestapelt lag. Ein halbes Jahr wird die Hütte noch leer bleiben, dann kommt eine neue Frau hinein. Auch hier hat jede Frau Anspruch auf eigene Häuslichkeit, in der sie mit den Kindern wohnt, die sie dem Manne geschenkt hat.

Im Bakossiland wird stets der älteste Sohn des Häuptlings sein Nachfolger. Wenn der Sohn nach dem Tode des Vaters noch zu jung ist, führt ein Erwachsener, etwa der Onkel die Regentschaft, bis der Knabe volljährig wird. Der zukünftige Häuptling aber betreibt in der Zwischenzeit irgend etwas anderes; so arbeitete z. B. der Nachbarhäuptling Muambung, als er noch zu jung war, als Headmann bei der Kameruner Kautschukkompanie.

Im Bakossiland ist alles, was der Eingeborene nicht versteht, und das ist oft vieles, „Gottpalaver". „I no fit this Gottpalaver" (d. h. „ich verstehe es nicht").

Ich möchte hier nun einmal etwas von dem Lebenslauf eines Bakossi schildern. Bei der Geburt, die schnell und leicht erledigt ist, stehen alte, erfahrene Frauen der Mutter bei. Der Mann selbst kümmert sich nicht darum, schickt nur der Frau nach der Geburt Geschenke; wenn ein Junge geboren ist, bekommt sie mehr, bei einem Mädel weniger. Zwei volle Jahre, während sie getrennt vom Ehemann lebt, bekommt das Kind Muttermilch. Sehr bald aber erhält es auch Makabu und Tufu (Produkte der Knollenpflanze Minde). Meistens nimmt die Mutter das Kind, das auf ihrem Rücken reitet, mit zur Farmarbeit. Die Kinder werden an Festtagen oft mit roter Holzfarbe angestrichen.

Die Frauen werden gekauft, wenn sie etwa 15—17 Jahre alt sind; der Durchschnittspreis beträgt 300 Mk. Bezahlt wird dieser Preis in Waren, wie Kotlas (Haumessern), Lendenschurzen und Ziegen. Je näher der Küste, desto mehr wird der Preis in Geld ausgezahlt. Erst wenn der Käufer die Frau voll bezahlt hat, geht sie in seinen Besitz über. Das Kind gehört stets dem Vater, wohnt aber bei der Mutter.

Der Vater freut sich über viele Kinder, da diese zukünftige Arbeitskräfte sind und, sofern es Töchter sind, viel Heiratsgut einbringen.

Mit allen, selbst den kleinsten Streitigkeiten möchten die Eingeborenen am liebsten gleich zum weißen Richter laufen. Im Bakossilande, namentlich in den Landschaften Bakundu und Balue, kommen aber niemals Weiberpalaver (wohl der größte Prozentsatz aller Streitigkeiten) an die Station, weil hier alte Weiber unter dem Vorsitz einer angesehenen, erfahrenen Frau diese Palaver schlichten; niemals darf ein Mann dabei sein, und willig beugen sich die Männer ihrem Richterspruch. Will z. B. ein Mann ein bestimmtes Weib kaufen, so setzt dieses Gericht den Preis fest, der meistens niedriger ist, als wenn er mit dem Vater des Mädchens verhandeln würde. Entläuft ein Weib ihrem Manne, so sorgen die klugen Frauen dafür, daß es wiedergefunden und ihm zurückgebracht wird. Wenn der Mann hiermit nicht einverstanden ist, bekommt er eine andere Frau oder als Ersatz das dem Schwiegervater bei der Heirat ausbezahlte Heiratsgut. Der Häuptling kümmert sich nicht darum, da er gewöhnt ist, Weiberstreitereien diesem Weibergericht zu überlassen.

Ein Schwarzer läßt sich seitens des Europäers durch Güte allein nicht erziehen und leiten, sondern sieht die Güte leicht als Zeichen von Schwäche und Furcht an. Da er von den Häuptlingen, bevor wir Deutschen ins Land kamen, erbarmungslos behandelt wurde, ist er es gewohnt, nur auf Druck zu arbeiten. Der Eingeborene empfindet die Strafe als eine gerechte Sache und findet es weichlich von uns, wenn wir uns von ihm etwas gefallen lassen und nicht strenge sind. Versteht es der Europäer nicht, seine Autorität zu wahren, so tanzt ihm der Schwarze sofort auf der Nase herum. „He is small massa, no fit“ (er ist ein kleiner Herr, er kann nichts), heißt es dann sogleich. Das straffe weiße Regiment bringt den Schwarzen kulturell weiter; sobald es aufhört, würde er wieder in die Barbarei zurückfallen. Nur unter Zucht ist der schwarze Eingeborene glücklich und leistungsfähig.

43. Tabakplantage Esosung.

Wir waren allmählich wieder durch eine große Urwaldstrecke und an vielen Dörfern vorbei in der Ebene angekommen, und schon wieder lag ein neues Gebirge, Kupe genannt, schroff abfallend vor uns. In einem sehr großen Bakossidorf wurde gerastet, und abends waren wir auf der Tabakplantage Esosung des Herrn Raethke. Acht Jahre hat sich Herr Raethke, der früher als Bezirksleiter in Gouvernementsdienst stand, ohne jede Unterstützung abgeplagt, und hat jetzt plötzlich in Bremen die höchsten Preise für seinen Tabak erzielt. Außerdem erhielt er noch einen Preis von mehreren tausend Mark von der deutschen Kolonialgesellschaft, die demjenigen Pflanzer in Aussicht gestellt waren, der die erste Gesamternte von 5000 kg brauchbaren Tabaks in Kamerun erzeugen würde. Am 2040 m hohen Kupegebirge liegt seine Tabakpflanzung in einer Höhe von 1060 m. 30 ha sind bis jetzt angepflanzt, und nach den großen Erfolgen dieses Jahres sollen 120 ha bebaut werden. Der Tabak wird in Saatbeeten gezogen und die kleinen Pflänzchen aufs freie Feld gepflanzt, 90 zu 40 cm auseinander. Von der Verpflanzung bis zur Ernte vergehen zwei Monate. In dieser Zeit muß dreimal gehäufelt und das Ungeziefer, meistens Schneideraupen, abgesucht werden. Es bestehen zum Glück keinerlei Befürchtungen für die Überhandnahme des Ungeziefers. Zuerst werden die Sandblätter, dann die Fuß- und Mittelblätter, zuletzt die Kopfblätter geerntet. Am wertvollsten, da am hellfarbigsten, sind die Fußblätter. Hier in Esosung werden hauptsächlich nur Deckblätter gezogen. Nachdem die Blätter geerntet sind, kommen sie in die großen, etwa 60 m langen, 21 m breiten und 10 m hohen Trockenscheunen und trock-

nen dort drei volle Wochen lang. Die Blätter werden vorher auf Fäden gezogen, an einem Elefantengrasstengel (ähnlich wie dünner Bambus) befestigt und auf Gerüsten bis hoch unters Dach aufgehängt.

Zwei Millionen Blätter können zu gleicher Zeit getrocknet werden. Diese Arbeiten werden von kleinen schwarzen Jungen unter Aufsicht eines weißen Assistenten und eines schwarzen Vorarbeiters gemacht. Bei feuchter Witterung wird in den Trockenhäusern Feuer angemacht, um Fäulnis zu vermeiden. Wenn der Tabak trocken ist, was man daran erkennt, daß die Mittelrippen hart werden, wird er von den Gerüsten genommen und zu etwa 40 Blatt in Bündeln vereinigt. Dann wird der Tabak in die Fermentierungs-, d. h. Gärungsschuppen gebracht, wo er auf einem etwa 1 m über dem Boden befindlichen Plankenboden in kleinen Haufen aufgesetzt wird, um die erste Gärung durchzumachen. Die vielen kleinen Haufen werden später zu größeren Haufen zusammengesetzt, bis schließlich am Ende der Fermentationsperiode, die 4—6 Monate dauert, der ganze Tabak in einen oder zwei großen Haufen vereinigt ist. Die Fermentation wird strenge kontrolliert durch lange Thermometer, die in Bambusröhren in die Stapel eingelassen werden. Ein großer Haufen hat etwa 3—4 Thermometer in verschiedenen Höhenlagen. Die Temperatur steigt in den großen Haufen bis zu 65 ° C. Nach Beendigung der Fermentation, die der Pflanzer an dem Aussehen des Tabaks erkennen muß, erfolgt die Sortierung der Blätter nach Farbe und Länge. Sobald die Sortierung, die etwa zwei Monate dauert, zu Ende ist, erfolgt vermittels einer Presse die Verpackung

Tabakpflanze.

in mattenumhüllte Ballen. Diese Ballen haben ein Gewicht von je 80 kg und kommen so auf den Bremer Markt. Auf der Pflanzung Esosung wurden seit 1905 Versuche mit Anbau von Tabak gemacht. In den ersten 3—4 Jahren geschah die Anpflanzung in ganz geringem Maßstabe und eigentlich nur zu dem Zwecke, Tabak für Eingeborene herzustellen. Proben dieses Tabaks, die nach Hause gingen, wurden jedoch so hoch bewertet, daß der Besitzer den Entschluß faßte, nur für den deutschen Markt zu liefern. Der Tabak aus der Ernte 1910 wurde im November 1911 in einer Menge von 56 Ballen (gleich 4500 kg) auf den Bremer Markt gebracht und erzielte dort zur Überraschung aller Tabakkenner, die dem aus Kamerun stammenden Tabak jegliche Zukunft absprachen, den staunenswerten Preis von 8,50 Mk. das Kilogramm, wozu dann noch der oben erwähnte Preis der deutschen Kolonialgesellschaft kam. — Dieser ganz unverhoffte Erfolg dürfte für die Zukunft Kameruns von großer Bedeutung werden.

44. Zwischen Esosung und der Kameruner Kautschuk-Kompanie. (K. K. K.)

In Esosung mußten wir um 4 Uhr früh in tiefer Dunkelheit mit Laternen losziehen. Es ging in Dauermärschen durch Urwalddickichte hindurch und zuletzt, als es Tag wurde, auf den Regierungswegen in rasendem Galopp weiter durch einen breiten Fluß hindurch, durch lange Zeilendörfer und Bananenalleen, bergauf, bergab, um in fünf Stunden die Bahnstation Nlohe zu erreichen. Schon ertönte das Pfeifen der Lokomotive — Kulturlaute!! Schnell mußte geritten werden,

wenn wir den Zug noch erreichen wollten; denn nur dreimal wöchentlich fährt hier die Bahn. Unter uns sahen wir bereits in einiger Entfernung den Zug. Unsere Träger waren zum Glück bereits auf dem Bahngleise und konnten den schwarzen Zugführer auf mein Pfeifen aufmerksam machen. Der Zug hielt wieder und nahm uns, unsere Träger und Boys und unser aus Traglasten bestehendes Gepäck auf. Mein Pferd blieb zurück und stand mit dem treuen Pferdeboy allein auf dem Bahnhof. Das liebe Pferd, das mich durch Kameruns Schönheiten getragen hatte, stand nun da und sah mich zum letzten Male an. Als der Zug losfuhr, bemerkte ich noch, wie es vom Boy wieder auf den Weg nach Dschang zurückgebracht wurde. Ein Häuptling mit seinem Gefolge ging hinterher und schlug es, ohne daß ich es verhindern konnte. Zum Glück war der Pferdejunge sehr zuverlässig. Lebewohl, schönes Hinterland von Kamerun! Es geht der drückenden, schwülen Küstenhitze entgegen.

Eine Zugentgleisung hielt uns auf, doch hatte ich noch so viele Träger bei mir, daß der entgleiste Wagen wieder aufs Gleis gesetzt werden konnte. Bis zur Station Mundeck ging unsere Fahrt. Dort wurde als erstes die Kulturerrungenschaft des Telephons ausgenutzt, um unsere Ankunft dem Direktor der Mukonje Pflanzung anzumelden. Mein Duala erklärte, als er mich telephonieren sah, der weiße Mann könne mit anderen unsichtbaren weißen Männern sprechen. Die Graslandneger machten erstaunte Gesichter.

Zu Fuß ging's in tropischer Mittagshitze durch schwülen Urwald zum breiten Mungo hinab. Zum Glück lag eine Fähre bereit, uns hinüber zu bringen. Nach kurzer Rast am anderen Ufer ging's dann weiter durch die große Kautschukplantage der K. K. K., und abends kamen wir todmüde ins Haus des Direktors, wo uns Unterkunft bereitet war. Ich fand dort einige Tage Ruhe, so daß ich einige Bilder malen und mir den großen Plantagenbetrieb unter der sachkundigen Leitung des Direktors ansehen konnte. Was er mir über die Entstehung einer solchen Riesenpflanzung erzählte, möchte ich hier wiedergeben.

45. Wie eine große Kakao- und Kautschukplantage angelegt wird.

Mit einer Barkasse und einigen Kanus waren die Besitzer und der jetzige Direktor der Plantage vor vier Jahren von Duala hier angekommen. Sie hatten den 80 m breiten, während der Regenzeit äußerst reißenden Mungo benutzt, um in etwa 80 km Entfernung vom Meere die kleine, 14 ha große Kakaopflanzung Mukonje zu erreichen. Durch diese Pflanzung führte ins Innere Kameruns von Mundame her, bis wohin die Karawanen mit Kanus auf dem Mungo gebracht wurden, die uralte Balistraße. (Jetzt fährt seit 1910 in 4 km Entfernung die Nordbahn.) Eine 2000 ha große Kakao- und Kautschukpflanzung sollte hier im Anschluß an die kleine Mukonjepflanzung errichtet werden. Es war ausgekundschaftet worden, daß sich nach nördlicher Richtung der beste zum Pflanzungsbetrieb geeignete Boden erstreckt, ein zwar schluchtenreiches, aber um so fruchtbareres, mit Wald bestandenes Hochplateau. Dieses wurde durch parallele Schneisen erkundet, die man von der Balistraße aus, je 300 m auseinander, 4—5 km weit in östlicher und westlicher Richtung durch den primären, dichten Urwald trieb. Dadurch lernte man die Güte und die Beschaffenheit des Bodens kennen. Dann wurden von jeder Schneise Höhenaufnahmen gemacht und die Schnitte in Karten eingezeichnet. An der Hand dieser Karten konnte die zukünftige Pflanzung eingetragen und der Kaufantrag bei der Regierung gestellt werden. Damals, also vor vier Jahren, kostete der ha 5 Mk., jetzt 50, ja, sehr günstig gelegener und guter Boden sogar schon oft 100 Mk. Die K. K. K. erwarb damals den ganzen Grundbesitz von 2000, ha und dieser sollte nun von den Herren in fünf Jahren bebaut werden.

Eine schwierige Aufgabe war die Arbeiteranwerbung. Beim Gouvernement wurde der Antrag gestellt, aus einem bestimmten Gebiet so und so viele Arbeiter anwerben zu dürfen. Für die Rodungsarbeiten kamen nur die östlich von Duala wohnenden Jaundes in Frage, da diese Eingeborenen besonders mutig und daher zum Urwaldfällen geeignet sind. Nach Genehmigung des Gouvernements wurde dem Stationschef des betreffenden Bezirks ein Besuch abgestattet und Erkundigungen eingeholt, aus welchem Teile seines Bezirks sich die Ansiedler die gewünschte Anzahl Leute holen dürften. Der weiße Arbeiteranwerber ging dann in die Dörfer der Eingeborenen und verständigte sich durch mitgebrachte Stammesgenossen mit dem betreffenden Häuptling. Zunächst wurde um Verpflegung für sich und für die Träger gebeten. Dann wurde, wenn man kein Zelt bei sich hatte, in einer Eingeborenenhütte Quartier bezogen, wo es einem passieren konnte, daß man von Ratten, Schlangen und Skorpionen nachts angefallen und von Eingeborenen gründlich bestohlen wurde. Durch Geschenke suchte man sich dann die Freundschaft des Häuptlings zu erwerben, um so eine Anzahl Arbeiter gestellt zu bekommen. Vom Glück und der Geschicklichkeit im Anwerben und den freundschaftlichen Beziehungen zu den Häuptlingen hängt häufig das Geschick und das Gedeihen einer Pflanzung ab; wurden und werden doch noch jetzt auf der K. K. K. an 1000 Arbeiter gebraucht. Sie werden sehr gut behandelt, und die Beziehungen zu den Häuptlingen sind gute, so daß die Hälfte der Arbeiter sogar schon Freiwillige sind. Auf der neu zu errichtenden Pflanzung wohnen alle Europäer zuerst in Zelten oder in Palmenmattenhäusern. Allmählich erst werden feste Wohnhäuser und die zum Großbetrieb nötigen Bauten und die Feldbahnen gebaut. Eine Sägerei gehört notwendig dazu, um das wertvolle Holz zum Hausbau brauchbar zu machen. Von den Schneisen aus wird vorerst das Unterholz beseitigt und dann die Urwaldriesen von oft 40—60 m Höhe und 2—3 m Stammdurchmesser umgeschlagen, wobei man versucht, Ölpalmen und Bäume mit wert-

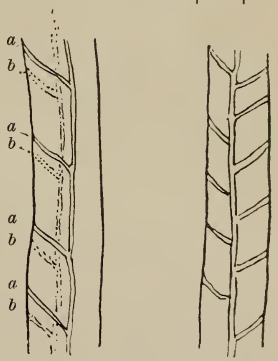
vollem Holze zu schonen. Die größten Bäume, die sogenannten Bretterwurzelbäume, die mit ihren Wurzeln an der Erdoberfläche oft einen Umfang von 20—30 m haben, müssen von ganz besonders tüchtigen und mutigen Arbeitern gefällt werden. Ein Gerüst von etwa 6 m Höhe wird um diese Bäume gebaut, um an den Stamm selbst heranzukommen. Dort wird der Stamm von vier Männern mit scharfen Äxten durchschlagen. Kurz bevor die Arbeit vollendet ist, verschwinden drei der Arbeiter auf einer kleinen Leiter nach unten; der Mutigste bleibt und schlägt den Baum vollkommen ab. Er sieht an den ausladenden Ästen, nach welcher Richtung der Baum fallen wird und schwingt sich beim Sturz des Baumes schnell auf den stehengebliebenen Baumstumpf. Das leichte Gerüst wird meistens vom umfallenden Baume zerstört. Diese stürzenden Bäume, durch Lianen und Schlinggewächse mit anderen Waldriesen verbunden, reißen unter Donnergetöse alles unter und neben sich stehende mit herunter. Oft ist eine Fläche von einem Hektar von gestürzten Bäumen bedeckt, und man kann sich denken, mit wie geschickten und schnellen Sprüngen sich die Holzfäller aus dem herunterstürzenden Wald retten müssen, und daß nicht selten einer erschlagen wird. Die Holzmasse bleibt einige Wochen liegen, bis sie in der Trockenzeit so dürr wird, daß sie angesteckt werden kann. Die dünnen Zweige und Äste verbrennen, während die dicken gewaltigen Stämme sowohl ihrer großen Feuchtigkeit als auch der Härte des Holzes wegen den Flammen erfolgreichen Widerstand leisten. Diese Stämme verfaulen jedoch infolge des feuchtwarmen Klimas in 2—6 Jahren, je nach der Festigkeit des Holzes, und bilden so den gewünschten Humus. Würden, wie in früheren Jahren, die Holzstämme zersägt und zerhackt und dann angezündet, so würden dem Boden durch die übermäßige Hitze wertvolle organische Substanzen entzogen, die für die zukünftigen Kulturen von großem Nutzen sind. — Nach dieser Rodungsarbeit werden Pflanzungswege gebaut, die künftigen Kulturen abgesteckt und auch die Pflanzlöcher mit Spaten ausgehoben. Es ist vorteilhaft, daß diese 50 cm

tiefen und 30 cm weiten Löcher einige Wochen offen bleiben, damit der frisch ausgehobene Boden von Steinen gereinigt und gelockert werden kann. Alle bis jetzt beschriebenen Arbeiten werden während der Trockenzeit von November bis März ausgeführt. Bei Beginn der Regenzeit werden die jungen Kakao- und Kautschukpflänzlinge, die vorher in Saatbeeten aufgezogen wurden, in die mittlerweile wieder zugeschütteten Pflanzlöcher ausgepflanzt. Der vielen Urwaldbaumleichen wegen ist ein In-Reih- und Glied-Pflanzen ausgeschlossen. Kakao pflanzt man nur bis zu 400 m Meereshöhe, es geht zwar noch bis zu 600 m Höhe, aber die Erträge lassen dann dementsprechend nach. Die kleinen Kakaopflänzchen müssen durch jahrelanges Pflegen, Beschneiden und Freihalten von Unkraut großgezogen werden; außerdem muß man der Pflanze volle Aufmerksamkeit in bezug auf Schädlinge aller Art (Engerlinge, Rindenwanzen, Baumfäule, Wurzelpilz) schenken. Der Kakaobaum trägt bei gutem Boden bereits vom zweiten Jahre ab Früchte, er hat dann die Höhe von 4—5 m erreicht. Mit einem Vollertrage rechnet man erst in 5—6 Jahren. Die winzig kleinen Blüten kommen unmittelbar aus dem Stamm und den Ästen und bilden dort die Früchte, die bei gurkenähnlicher Form 30 cm lang und 15 cm dick sind. Ihre Farbe ist zinnober, karmin oder gelb. Die Haupternte ist im Monat Juli; es wird aber bis in den Dezember hinein geerntet. Beim Abschneiden der reifen Früchte muß der Arbeiter sehr darauf acht geben, daß nicht die gleichzeitig vorhandenen winzigen kleinen Blüten und Fruchtansätze vernichtet werden. Die abgeern-

Kakaofrucht und Blüten.

teten Früchte werden aufgebrochen, die in einer weißschleimigen Haut (Pulpe) sitzenden Bohnen gesammelt und durch kleine Feldbahnen zum Kakaogärhaus geschafft. Im Gärhause wird der Kakao durch eigene Hitze zum Gären gebracht. Nach 4—6 Tagen ist dieser Vorgang beendet. Die Bohnen werden in eigens dazu gebauten Kakaodarren oder an der Sonne getrocknet und darauf in Säcke verpackt. Dann geht der Kakao nach Deutschland, wo er mit 50—70 Pf. das Kilogramm bezahlt wird.

An Kautschuk werden in Kamerun zur Hauptsache zwei Arten angepflanzt. In erster Linie die in Kamerun und an der Westküste heimische Kickxia elastica und die aus Brasilien stammende und jetzt von Ceylon eingeführte Hevea brasiliensis, außerdem versuchsweise andere Arten, wie Fikus, Manihot und Kastiloa. Der gutentwickelte Baum kann vom vierten Jahre an mit Erfolg angezapft werden. Das Anzapfen geschieht durch den hier neben abgebildeten Fischgrätenschnitt (früher wurden andere Weisen angewandt). Die Kautschukmilch (Latex) wird in kleine Becher aufgefangen, die man unter den Schnitt an den Stamm hält, dann in größeren Milchkübeln gesammelt und zur Kautschukaufbereitungsanstalt geschafft. Dort wird nach Zusatz chemischer Stoffe (Zitronen- oder Milchsäure, Tannin, Formalin, Purub) diese Milch auf kaltem oder warmem Wege zum Koagulieren (Gerinnen) gebracht. Die steifgewordene Masse wird dann in viereckige Scheiben gepreßt oder auch durch eine Stahl- oder Holzwalze mit der Hand in dünne Scheiben gewalzt. In diesem Zustande wird der Kautschuk zum Versand gebracht. Er erzielt etwa 8 Mk. das Kilogramm.



a. Fischgrätenschnitt.
b. Schnitte fürs folgende Jahr.

Die entenschnabelförmigen, grünen Früchte der Kickxia platzen in der Reifezeit auf, und es quillt aus dieser Frucht eine dicke,

gelblichweiße, seidenweiche Haarmasse, an der kleine Samenkörner hängen. (Neuerdings macht man in Deutschland in großen Spinnereien Versuche, Woll- und Seidenersatz daraus zu gewinnen.) Der ganze Erdboden in einer mit Kickxi bestandenen Plantage erscheint daher wie mit einer weichen Flaumfederdecke überzogen. Die Eingeborenen und die in Kamerun lebenden Weißen benutzen diese weißen Samenhaare zum Polstern von Kissen.

Zum Sonnenschutz für die jungen Kakao- und Kautschukpflänzchen wird zwischen den Beeten die Plante oder Mehlbanane angebaut, sie gibt gleichzeitig Verpflegung für die Arbeiter. Sie trägt, im Februar ausgepflanzt, schon im Dezember Früchte. Die Mehlbanane wird durch Stecklinge verpflanzt und kann nicht durch Samen gezogen werden. Ein Bananenstrauch bringt immer nur einen Fruchtbüschel von 8—20 kg Schwere. Er wird nachher abgeschlagen, und aus dem Stumpf wächst eine neue Staude. Am Fruchtbündel hängt ein oft 1 m langer, dunkelroter Blütenstengel heraus und daran eine kopfgroße rote Blüte.

Arbeiter beim Anzapfen eines Kickxistammes.

46. Johann Albrechts-Höhe.

Breite Parkwege führten durch undurchdringlichen, himmelanstrebenden Urwald hindurch. In 3½ Reitstunden hatte ich die Station Johann Albrechts-Höhe erreicht. Diese Station thront oben auf einem hohen Kraterrande. Den steilen Aufstieg werde ich nie vergessen, so sehr hat er mich ermüdet. Erst als ich glücklich oben war und in meinem Fremdenzimmer ans Fenster geführt wurde, sah ich den mächtigen, tief zu meinen Füßen liegenden berühmten Kratersee, den Elefantensee, der rings von urwaldbestandenen, steilen Gebirgsrändern umgeben ist. Der violett gefärbte Himmel mit seinen lachsfarbigen Abendwolken spiegelte sich in dem smaragdgrünen See. Kleine Einbäume wurden durch Eingeborene schnell noch vor eintretender Dunkelheit zum Ufer gepaddelt. Ein unermeßlicher Friede lag über dem erhabenen Bilde, von dem ich mich erst trennen konnte, als die in den Tropen fast unmittelbar nach Sonnenuntergang eintretende Dunkelheit ihre Schleier darüber breitete.

Von Johann Albrechts-Höhe aus genoß ich am folgenden Morgen, über das gewaltige Meer von Urwald blickend, einen herrlichen Sonnenaufgang. Das Kamerungebirge einerseits, der Manenguba und der Kupe andererseits umrahmten in feinen Harmattanschleiern das Urwaldmeer, ein Urbild tropischer Schönheit. Aus einzelnen Baumgruppen erhob sich ein feiner, durchsichtiger blauer Rauch, ein Zeichen, daß im Urwald Eingeborene leben oder daß Holzfäller dabei waren, wertvolle Hölzer zu fällen oder Bäume zu beseitigen, um Wege zu bauen. Das Charakteristische an dem Blick über den tropischen Urwald sind hier stets die vielen weitleuchtenden, weißen, geraden Stämme des Wollbaumes.

Um an den Märchensee selbst zu gelangen, mußte ich an diesem

Morgen wieder den ganzen Stationsberg 100 m hinunter zum Soldatendorf und durch tiefe Schluchten hindurch. Zehn kräftige Ruderer warteten dort auf mich, und in einem großen Kanu ging es unter ständigem Singen der Barombileute um den ganzen Elefantensee herum, der 111 m tief sein soll. Rast wurde unterwegs nur einmal bei ihrem Fischerdorf gemacht; das sah aber recht schmutzig und unansehnlich aus. Desto schöner waren der smaragdgrüne See und die Baumriesen, die auf dem ihn umgebenden Uferrand emporragten. In kleinen Einbäumen saßen Weiber und Männer, um ihre tags zuvor gelegten Fischreusen aufzunehmen und den reichen Fang an wohlschmeckenden Fischen herauszunehmen oder um neue Reusen zu legen. An der Ausgangsstelle, 100 m genau senkrecht unterhalb der Station, war reges Leben. Weiber badeten dort, andere wuschen oder machten Fische zurecht. Einige brieten sie sogar gleich an Ort und Stelle über leichtem Holzfeuer. Mehrere meiner Leute waren unter dem Kommando meines Waschmannes tätig, meine durch die Buschreisen stark mitgenommenen Sachen zu waschen, zu trocknen und am See sogar gleich mit meinem aus Europa mitgebrachten Plätteisen zu plätten. Ein solcher Rasttag ist bei so anstrengenden Reisen, wie ich sie mit meinen Leuten machte, ab und zu sehr notwendig. Die Träger wechselten zwar in jedem Bezirk, aber der Stamm der Boys, Köche, Malsachenträger usw. blieb derselbe, und diesen wie ihrem Herrn waren solche Rasttage wohl zu gönnen. Ich war aber trotzdem fleißig an der Arbeit, um zu versuchen, die vielen Schönheiten bei der Station Johann Albrechts-Höhe in Bildern festzuhalten.

Ein letzter Scheidegruß zum tief unter mir liegenden, noch im Schlaf befindlichen Kratersee! Der Seespiegel lag so still da, daß sich die hohen Kraterränder klar darin spiegelten und die hohen, weißen Stämme der Baumriesen noch riesenhafter aussahen, als in Wirklichkeit, da die am Ufer stehenden durch die Spiegelung auf das Doppelte verlängert erschienen. Unter mir kreisten einige Fischadler. Leb wohl, du schöner Fleck Erde! —

47. Die im Küstenurwald von Kamerun vorkommenden Nutzhölzer.

Im Urwaldbezirk bei Johann Albrechts-Höhe ist ein botanischer Versuchsgarten und mit diesem vereint eine kleine, aber sehr interessante Sammlung von allen vorkommenden Baum- und Holzarten. Beides steht unter der Leitung eines staatlichen Försters, der vorläufig noch von vielen Mißerfolgen zu erzählen weiß, da die Kulturmethoden und die Art und Weise der vorteilhaftesten Fortpflanzung der tropischen Nutzbäume noch unerforscht sind. Erst jetzt hat man gelernt, daß Ebenholz z. B. nur aus Saat, andere Hölzer wieder nur als Stecklinge aufgezogen werden können.

Die verschiedenen Baumarten, die ich dort und im Urwalde unter der Führung des Försters kennen gelernt habe und deren Holz für Deutschland Interesse haben dürfte, möchte ich hier aufzählen und mich dabei der in Kamerun gebräuchlichen Namen bedienen.

Bang (Chlorophora excelsa), die sogenannte Buschеiche, ist identisch mit den Mwuhleholzbäumen Ostafrikas, sie hat hartes, ameisensicheres Holz. Die Wurzeln laufen dicht unter der Erde weite Strecken entlang, oft bis zum nächsten Wasserlauf.

Bokomba, Schirmbaumholz, ist so leicht wie Kork, so daß es in grünem Zustande zu vollen vier Fünfteln über Wasser schwimmt; es ist das leichteste Holz, das man finden kann. Da es gleichmäßige Fasern hat, ist es gut verwendbar als Schleifholz zur Zellulose und Papierfabrikation. Es sät sich wie Unkraut in ungeheuren Mengen an. Wo Urwald gerodet und nicht gereinigt wird, sind in zwei Jahren schon Wälder von 13—14 m hohen Schirmbäumen aufgeschossen.

Bonjabi (Mimusops), ein so hartes Holz, daß man einen Nagel, der einen Zoll tief hineingeschlagen wurde, kaum mehr herausziehen kann, wird hier in Kamerun zum Hausbau verwertet.

Buma (Leiba pentandra) ist ein sogenannter Wollbaum mit sehr weichem Holz, das in Deutschland als Blindholz (Hinterlage) zum Fournieren der Möbel benutzt wird. Mit der Krone erreicht der Baum eine Höhe von 50—60 m. Die minderwertige Baumwolle, die aus seinen Fruchtkapseln gewonnen wird, kommt unter dem Namen Kapok (das Kilo zu 40 Pf.) nach Deutschland in den Handel.

Boa, ein Mahagonibaum, hat große Bretterwurzeln und wird 50—60 m hoch. Der Kern des Stammes, der sich auch in die Wurzeln hineinzieht, ist ganz rot und dunkelt in späterem Alter stark nach. Die Eingeborenen beseitigen diese Bäume in ihren Farmen, indem sie ein kleines Loch in den Stamm bohren, so daß das rote Holz erfaßt wird, dann stecken sie einen Feuerbrand hinein. Der Baum brennt unten ab, stürzt um und brennt solange weiter, bis nichts als Asche übrig bleibt. Das Rotholz wird von den Eingeborenen in Splitter und Späne geschnitten, mit Zusatz von etwas Wasser verrieben und dann als Farbe benutzt. Frauen und Kinder beschmieren sich damit bei festlichen Gelegenheiten den ganzen Körper. An der Küste wird das Holz von den Dualas zum Kanubau und zur Anfertigung der Paddeln benutzt. Auch verfertigen die Schwarzen aus dem Holze die Einbäume und Kriegskanus, mit denen sie schwere Lasten auf dem Sanaga befördern. Endlich werden daraus die großen Signaltrommeln der Urwalddörfer hergestellt.

Bokò, in Bakundusprache, Bongosi in Dualasprache, ist ein Eisenholzbaum, das heißt ein Baum mit eisenhartem Holz, der die Höhe von 40—43 m erreicht. Er kommt häufig vor, wird aber bisher wegen seiner Schwere nicht ausgeführt.

Botiatia, 40—50 m hoch, ebenfalls Eisenholz, ist so hart, daß die Axt ausbricht. Nur mit einer Säge kann das Holz durchschnitten werden. An einem 90—100 cm dicken Baumstamm haben fünf Mann drei Tage lang zu sägen. Das Holz kommt hier ziemlich häufig vor und könnte in großen Massen ausgeführt werden. Die Frucht braucht zwei Jahre zum Keimen, da sie eine harte Schale hat.

Njokubore, eine Art Mahagoni, mit zederartigem, rosafarbigem Holz hat Zigarrenkistengeruch und erreicht 50—60 m Höhe. Der kerzengrade Stamm wird oft 40 m hoch und erreicht bei 1½ m Durchmesser 30 Festmeter und mehr Inhalt (starke Eichen in Deutschland haben 5—6 Festmeter).

Wándo, ein Baum mit mangroveartigen Stelzwurzeln, hat ebenfalls hartes Holz. Die Wurzeln wachsen in hohen Bogen aus dem Stamme heraus.

Bakome, der im Urwald am meisten auffallende Baum, hat bis 70 m hohe weiße Stämme. Das weiche, wenig wertvolle Holz kann nur zu Kistenbrettern verwendet werden.

Etuanga (in der Bakossisprache), ein pyramidenförmiger Pumpenrohrbaum, ist hohl, 25 m hoch und im Kern mit Wasser gefüllt. Die Eingeborenen benutzen dieses Wasser zum Baden der neugeborenen Kinder, auch geben sie es ihnen zu trinken. Es wird auch als Medizin benutzt. Wenn ein dicker Baum angebohrt wird und gleich ein großes Loch entsteht, so soll ein so starker Wasserstrahl herauskommen, daß ein Mensch davon umgeworfen werden kann. Mit den Blättern reiben die Eingeborenen den Hunden die Schnauze ein, damit sich ihr Spürsinn verschärfe. Der Etuanga kommt nur 800 m über dem Meere am Kupe- und Baluegebirge vor.

Tanzmaske.

48. Durch den Urwald zurück nach Buea.

Auf der anderen Seite der Station Johann Albrechts-Höhe hatte ich wieder den wunderbaren Blick auf die im Morgennebel liegende, unermeßlich weite Urwaldvegetation. Bis zum Horizont nichts als die grünlichgraue Unendlichkeit „Urwald", die ich nun durchqueren mußte.

Um 6 Uhr früh ging ich zu Fuß von der Station hinunter. Erst 200 m tiefer, als ich die Ebene erreicht hatte, konnte ich zu Pferde steigen. Es war Sonntag und ein weihevoller Friede lag über der ganzen Landschaft. Ich ritt bald durch ein langes Zeilendorf mit Langhütten. Vor den Häusern wurden Netze geflickt und Körbe geflochten. An seinem hohen, schmalen Webgestell saß ein Weber und arbeitete. Klagetöne ertönten aus einem Hause: Klageweiber beklagten einen Toten. Ein junges Weib, das ihr $1\frac{1}{2}$jähriges Kind auf dem Rücken hocken hatte, lief weinend umher, um halb singend, halb klagend ihren Nachbarn vom Tode ihres Mannes zu erzählen. Vor dem Dorfe, inmitten einer Farm, waren viele Männer vereint und schaufelten das Grab für den Verstorbenen. Wegen der in den Tropen rasch eintretenden Verwesung müssen Verstorbene bereits einige Stunden nach dem Tode beerdigt werden.

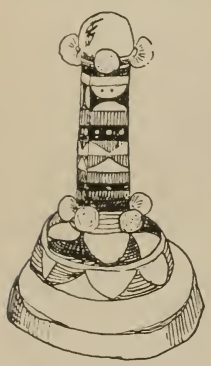
Dann umfing mich auf acht Stunden dichter, dichter Urwald. Die Wege waren zum Glück so gut gehalten und eben, daß ich trotz der schwülen Hitze das Pferd Galopp laufen lassen konnte, so daß ein angenehmer Luftzug entstand. Mein neues Pferd, das wohl durch Haussas an die Küste gekommen war, gehörte nämlich zu den

Tieren, die entweder still nachdenklich dahinschleichen oder in so rasender Eile davonstürmen, daß man glaubt, sie gehen mit einem durch. Ich kam durch ein kleines Dorf, in dem meine Träger mit meinen Lasten übernachtet hatten. Dort hörte ich, daß sie bereits um 5 Uhr früh aufgebrochen seien. Es stand also in Aussicht, daß ich Essen und Lagerstatt auf dem Rastplatze fertig vorfinden würde. Das gab mir neuen Lebensmut, und ich sauste nur so auf den rasenweichen Wegen durch den Urwald hindurch. Ich kam über gute Brücken, die über Waldbäche führten. Die Oberfläche der Bäche war mit Tausenden von lilienartigen, weißen Blüten bedeckt — eine Oase von Schönheit in dem eintönigen Walde. Um 4 Uhr war ich im langgestreckten Dorf Bakundu-Banga. In einem Eingeborenenhause, das man für mich freigemacht hatte, war mein Heim aufgeschlagen. Ein kaltes Bad (eine zusammenlegbare Badewanne aus wasserdichtem Stoff habe ich stets mitgeführt), ein kurzer Schlaf und frische Wäsche — und die Sonntagsstimmung war wieder da. Ich fühlte mich so frisch, daß ich kaum empfand, zehn Stunden scharf geritten zu sein. Vor meiner Hütte stand unter einer offenen kleinen Hütte als Bild des Friedens ein buntbemaltes Götzenbild in Form einer Steinsäule mit breitem Unterbau, die eine Mütze aufhatte und deren Augen gemalt waren. Im übrigen war sie mit gelben, roten, weißen und schwarzen Streifen bemalt. Mein Waschmann trocknete bereits Wäsche, legte sie auf die nahen Pfeifensträucher und befestigte einige am Häuschen des Götzen. Ob dieser wohl darüber böse war? Mein Bettuch war jedenfalls verhext worden! Der Waschmann kam zu mir gelaufen und erzählte mir, daß das Bettuch gestohlen worden sei in dem Augenblicke, als er in meine Hütte gegangen sei. Ich übergab die Angelegenheit dem Häuptling. Der trommelte sofort alle Männer des ganzen Dorfes zusammen. Auf mich, der ich aus dem Graslande kam, machte die ganze Gesellschaft, wie sie so in ihrem europäischen, zerrissenen Krimskrams dastand, einen unangenehmen, zerlumpten Eindruck. Ich bekam natürlich nicht heraus, wer der Dieb war. Auch die Drohung,

die Sache bei der Station zur Anzeige zu bringen, fruchtete nichts. Im Grasland wäre so etwas nie vorgekommen.

Den ganzen Abend saß ich noch neben dem Götzenbild und schrieb in mein Tagebuch. Meine Laterne wurde von Hunderten fliegender Ameisen, Nachtfalter, Motten und Mücken umschwärmt, und man hätte eigentlich mehr Hände haben müssen, um sich all der Plagegeister zu erwehren, die sich ausgerechnet mein Gesicht und meine Hände als Spazierfläche aussuchten. Ach, wie viel schöner war es doch im hohen Graslande und in den Gebirgen des Kameruner Hinterlandes!

Am nächsten Nachmittage erreichte ich die schön gelegene, 6000 ha große Kautschuk- und Kakaoplantage Meanja. Drei Ströme durchfließen diese gewaltige Pflanzung, von der aus in eisernen Kanus gleichzeitig sechs Tons (= 6000 kg) Erzeugnisse zu Wasser nach Duala hinabgeführt werden können. Die Pflanzung zieht sich von der Ebene bis zu etwa 1000 m Höhe am Großen Kamerunberg hinauf; erst der zehnte Teil ist angepflanzt. Man klagte, daß die Kautschukerträge nicht so ausgefallen seien, wie man erwartet hätte. Dagegen wäre jetzt zu Anfang jeder Winterzeit aus Rußland große Nachfrage nach Kakao; das neue Getränk scheint auch dort als Volksnahrungsmittel immer mehr in Aufnahme zu kommen. Hinsichtlich des Kautschuks ist angeblich eine Überproduktion zu befürchten, da in den englischen Kolonien sehr viel angebaut worden ist und sich keine neuen Industriezweige eröffnen, die Kautschuk verwerten müssen. (In Deutschland hörte ich später, daß die Nachfrage nach Kautschuk noch immer sehr stark steigt, zumal der Verbrauch für Luftschiffe und Flugmaschinen rasch wächst, ähnlich wie der für die Automobilreifenherstellung. Gefährlich werden könnte den Kautschukpflanzern meines Erachtens die Tatsache, daß kürzlich die Herstellung künstlichen Kautschuks gelungen ist. Immerhin ist ein billiger Weg dafür bis jetzt nicht gefunden.) Bei



Götzensäule.

Der über 4000 m hohe Kamerunberg. Von Buea, dem Sitz des Gouverneurs und der Regierungsbehörden, sieht man greifbar nahe das gewaltige Kratermassiv, in Morgensonne getaucht, liegen.

Kakao dagegen, der stets ein Nahrungsmittel sein und bleiben und noch immer mehr in Aufnahme kommen wird, ist ein Zuvielanpflanzen ausgeschlossen. Ein siebenjähriger Kakaobestand liefert 14 Zentner Kakaobohnen je Hektar; der Zentner wird mit 50—60 Mk. bezahlt.

Auf Meanja hatte ich auch Gelegenheit, den gewaltigen Mungofluß und den Großen Kamerunberg in abendlicher Stimmung zu malen. Einen Tag später kam ich über die große Kautschukplantage Ekona und ritt spät abends in Buea, dem Sitz der Gouverneurs und der Behörden am Abhang des Großen Kamerunberges, ein.

49. Buea.

Ich war Gast im Gouverneurhause und mußte mich sofort zum Diner umziehen. Meine Boys waren aber so merkwürdig aufgeregt, daß nichts klappte. In diesem Augenblicke erst dachte ich daran, daß ja viele von ihnen Graslandneger waren und niemals ein richtiges europäisches Haus mit mehreren Stockwerken und europäischen Einrichtungen gesehen hatten. Sie waren vor den Palavers (Angewohnheiten) des weißen Mannes entsetzt. Am unbehaglichsten erschien es ihnen, daß man sich hier auf den Köpfen herumtrampelt, d. h. in mehreren Stockwerken übereinander wohnt. Meist gehen sie schnell über alles ihnen am Euro; äer Unverständliche hinweg und erledigen es mit dem Wort „Whitemanpalaver" (Gewohnheit des weißen Mannes); es ist ihnen einerlei, solange sie selbst nichts damit zu tun

haben. Aber jetzt hieß es für meine Graslandträger plötzlich, mitten zwischen all den entsetzlich vielen Whitemanpalavern tätig zu sein. Ich muß gestehen, daß ich im ersten Augenblick, als ich in den großen, hohen, fürstlich eingerichteten Räumen vom stellvertretenden Gouverneur, Herrn Geheimrat Dr. Hansen und seinen Damen, empfangen wurde und an die über und über mit herrlichen Rosen geschmückte Tafel trat, nach dem langen Leben in Zelt und in Busch mich auch erst wieder an das glatte Parkett gewöhnen mußte. Blonde Kinder liefen herzu, nannten mich Onkel und erinnerten mich so an die ferne schleswig-holsteinische Heimat. Der Gouverneur erzählte mir, daß er mein Landsmann sei. Das Herz wurde bald warm, und ich genoß in vollen Zügen die deutsche, heimatliche Kultur und Gemütlichkeit. Ich mußte viel erzählen von dem schönen Reisemärchentraum, den ich Glücklicher hatte träumen dürfen.

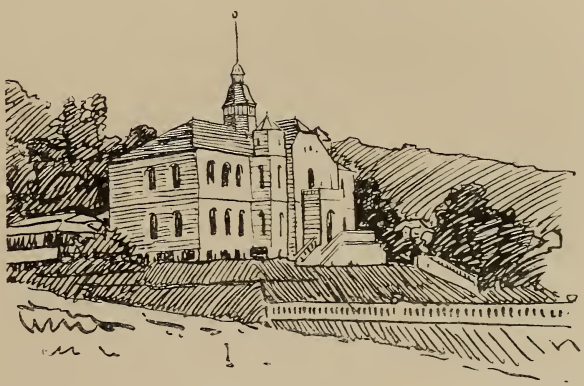
In Buea waren in einem großen Raume, der mit Palmblättern und violett blühenden Sträuchern, Bougainvillien, geschmückt war, 135 der Bilder ausgestellt, die ich in Kamerun gemalt hatte.

Eigenartig berührte es mich, daß die meisten Herren der hiesigen Kolonialverwaltung niemals im Hinterlande gewesen und kaum über Duala und Buea hinausgekommen waren.

Von Buea, wo ich einige Tage weilte, machte ich kleine Ausflüge und hatte wieder das Glück, stets den Großen Kamerunberg klar und deutlich vor mir liegen zu sehen. In Buea herrscht völlig europäisches Leben, ist doch der Ort der Sitz der Kameruner Regierung, wozu allein schon ein ganzer Stab hoher und niedriger Beamten gehört. Diese und zahlreiche andere Weiße bewohnen villenartige Häuser am Abhange des Großen Kamerunberges. Hier ist im Vergleiche zu den Küstenorten Duala und Viktoria der Höhe wegen gesundes, d. h. fieberfreies Klima.

Der Gouverneur erlaubte mir, aus den vergilbten Akten des Archivs Berichte von den ersten Kamerunüberlieferungen, von der ersten

Besteigung des Großen Berges und von den Kämpfen, die hier auf Bueas Grund und Boden ausgefochten sind, abzuschreiben und meinem Tagebuch anzugliedern.



Palast des Gouverneurs in Buea.

50. Wieder in Duala.

Mit der sogenanten Tinkopost, die zweimal wöchentlich Gelegenheit zur Reise nach Duala gibt, reiste ich dorthin zurück. In 5—6 Stunden ging es zuerst durch Dörfer, dann durch Urwald hinab, teils kletternd, teils reitend, durch große Bananenpflanzungen (für die Ausfuhr nach Europa) hindurch in fürchterlicher Hitze zu dem Platze, der „Tiko" genannt wird. Dort mußte auf die kleine Regierungsdampf-

pinasse gewartet werden. Diese brachte mich dann auf heißen, schwülen Wasserarmen durch Mangrovewälder hindurch nach Duala. Auf der Rheede lag wieder der Dampfer „Alexandra Woermann", der mich gebracht und inzwischen weitere große Reisen gemacht hatte. Er sollte mich nun auch wieder heimbringen. Als der Kapitän den kleinen Dampfer sah, von dem er wußte, daß er mich bringen würde, ließ er die Schiffskapelle spielen. Die Schiffspinasse holte mich mit meinen Leuten und meinem Gepäck an Bord. Heimatklänge drangen an mein Ohr. Meine Graslandneger aber waren sprachlos; sie saßen an Deck und trennten sich nicht von meinem Gepäck, schliefen sogar die Nacht darauf; denn solange sie das Gepäck bei sich hatten, war ihr Herr noch in der Nähe und jeder Vorübergehende freundlich gegen sie. So viele Weiße auf einem engen Raume hatten sie nie gesehen. In ihrer Heimat war schon ein Weißer ein Ereignis, und hier waren ihrer so viele! Einer meiner Leute sollte mir etwas in meine Kabine tragen. Als einige Stewards, also weiße Männer, ihnen die Gegenstände abnahmen, um sie mir selber zu bringen, stand es bei meinen schwarzen Leuten fest, daß ich ein großer König sein müßte, da ich sogar von Weißen bedient wurde. Meine Graslandbewohner (der Koch hatte sich sogar ein ganzes Häuptlingskostüm der Graslandneger angezogen) fielen in Buea und hier in Duala natürlich zwischen den Hosennegern sehr auf. Sie in ihrer landesüblichen Tracht sind mir aber tausendmal lieber, als die von der Kultur angekränkelten Dualas. Meine Leute unterstellte ich dann zum Schluß dem Koch, und dieser zog, nachdem er sich von seinem redlich verdienten Geld einen europäischen Stuhl als das höchste seiner Wünsche gekauft hatte, wieder in vielen Tagemärschen mit ihnen zurück, hinauf ins Grasland.

51. Kribi (Süd-Kamerun).

Einen Tag nach der Abfahrt von Duala lag bei Sonnenaufgang der Elefantenberg in lichter Ferne über der bewaldeten Kamerunküste, ein Zeichen, daß uns der Dampfer schon bis in die Nähe von Kribi gebracht hatte. Kribi ist ein wahres Paradies: wie im Grasland laufen hier Männlein und Weiblein gewöhnlich umher, wie Gott sie geschaffen hat. Ein Bananenblatt vorn, ein Büschel rotgefärbten Bastes am verlängerten Rückgrat und ein 5—8 Kilo schwerer Messingring um den Hals bilden meistens die ganze Festbekleidung. Um so mehr Wert legen hier die Eingeborenen auf eine tadellose Frisur. Oft besteht diese aus zwei großen Haarwellen ähnlich der neuesten Pariser Mode, oder sie gleicht einem Feuerwehrhelm, der mit Kaurimuscheln verziert ist.

Eigentlich ist hier die Einwohnerschaft mehr im Wasser, im Mündungsbecken des nahen Flusses zu finden, als auf der Erde. Ich hätte bei der Hitze dieser Gewohnheit auch gerne gehuldigt und sah mit Neid auf die glückliche, badende Schar. Die Männer sind recht waghalsig; sie fahren mit ihren Zwergkanus weit ins Meer hinaus zum Fischfang. Die Beine, die dabei über die Seiten des Bootes hinabhängen, treiben das Boot durch schnelle Bewegungen geschickt vorwärts, während die Hände benutzt werden, um Fische zu angeln. Daß ein Haifisch, deren es dort im Meere viele gibt, sich nähert, merken sie an dem starken Wasserdruck, den er hervorbringt. Dann ziehen sie schnell ihre Beine ins Boot und suchen mit ihren grellbemalten Paddeln schleunigst fortzukommen. Wenn die Fischer ans Land zurückkehren, nehmen sie ihre Kanus unter den Arm (sie sind

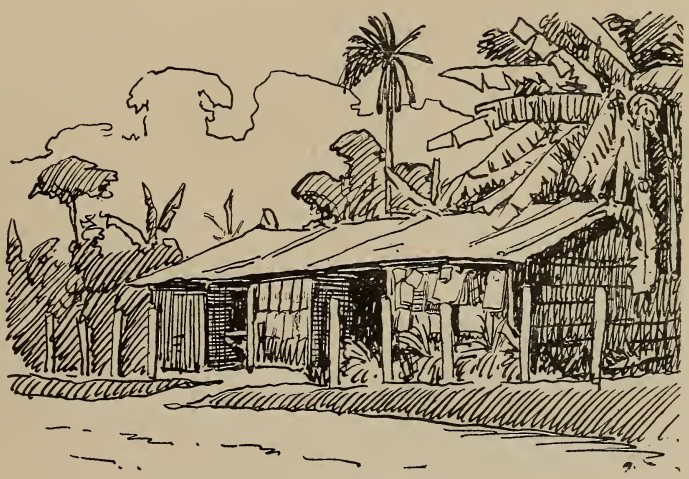
sehr leicht) und gehen heim. Vor vielen langgestreckten Hütten sah ich Leute beschäftigt, kleine Modelle von Staatskanus zu schnitzen, die dann mit kindlich geformten braunen Holzkerlen, die am Bootrand ihren Platz bekamen und Paddeln in den Händen trugen, bemannt wurden. In die Mitte setzten sie anscheinend mehrere Würdenträger mit hohen, turbanartigen Mützen. Zu welchem Zweck diese Modelle gemacht wurden, weiß ich nicht, vielleicht zum Verkauf an Fremde. Außerdem sah ich in den Hütten ganz famos geschnitzte Tanzmasken, Sitzhocker von Panthern getragen, Tanz- und Signaltrommeln aller Größen mit allen möglichen Verzierungen. Am Strande lag ein großes Kriegskanu, das mit den phantastischsten Verzierungen bemalt war. Es wird nur am Kaisersgeburtstag ins Wasser gelassen. 30 Eingeborene bemannen es dann.

Hoch über dem Fluß in Kribi lag die katholische Mission mit Kirche und Schule. Die liebenswürdigen Patres bewirteten uns. Stunden- und tagelang hätte ich ihren interessanten Gesprächen und den Erfahrungen lauschen mögen, die sie mit den Eingeborenen gemacht haben. Besonders fesselnd wußten sie von dem dortigen Hinterland, vom Jaundebezirk, und von den Kämpfen mit den menschenähnlichen Gorillas zu erzählen.

Die ganze lustige Schar der Schulkinder befand sich in der nahen Flußmündung und verbrachte dort die Pause. Der Missionar zeigte auf die entzückende Schar und meinte, es seien kleine „Reptilien", da sie mehr im Wasser als auf dem Lande leben. Von Wasser triefend, ohne jegliche Bekleidung zog die lustige Schar ins Klassenzimmer und zwängte die freiheitsliebenden Körper in die uns aus der eigenen Jugend sattsam bekannten Schulbänke. Es ist nicht leicht, Kultur zu lehren und — zu lernen!

In der prallsten Mittagshitze habe ich später mitten auf einer Sandbank in der Flußmündung ohne jeglichen Schatten vor meiner Staffelei gestanden, um das bunte Leben der Eingeborenen um mich herum zu malen. Die Männer waren gerade vom Fischfang zurück-

gekehrt, und Weiblein traten in großen Scharen als Käuferinnen auf. Im Hintergrund lag das Meer mit unserm Woermanndampfer, links waren ein weißer Leuchtturm und einige noch weißere Faktoreihäuser sichtbar. Selbst die Dächer der Häuser waren weiß gestrichen. Über sie hinaus ragten gewaltige Baumgruppen, namentlich einige Wollfruchtbäume. Die ganze Luft flimmerte voll glühender



Europäer-Faktorei.

feuchter Hitze, die Augen taten einem weh von der fabelhaften Helligkeit.

Ich versuchte, die mit Öl eingeriebenen, glänzend braunen Körper der Mädchen und die fast ins Wasser hineingedrängten schwarzen Fischer, die mit den Händen in der Luft herumfuchtelten, weil sie so niedrige Angebote der schwarzen Schönen erhielten, im Bilde wiederzugeben. Als die Skizze vollendet war, mischte ich mich zwischen die Verkäuferinnen und erhandelte statt Fische, zum großen Gelächter aller, ein recht buntes Kanu mit der dazu gehörigen Ausrüstung. Die Leute hofften nun, mich vor ihren Augen Paddelversuche machen zu sehen;

ich verzichtete jedoch darauf, ihnen dies Schauspiel zu bereiten. (In einsamer Stunde und dann im Schwimmkostüm werde ich es später vor meinem deutschen Sommerheim, am Kellersee wohl mal versuchen.) Trotz des Tropenhelms hatte mir die brennendheiße Sonne doch eine Art Betäubung verursacht; denn plötzlich, als ich bei einem Faktoreibesitzer saß, wurde mir ganz schwarz vor den Augen, und ich versank bald in festen Schlaf. Erst abends kam ich wieder so recht zu mir und fand Kraft, weitere Eindrücke der großen, eigenartigen Landschaft auf das Papier zu bringen. An diesem Abend war die ganze deutsche Kolonie Kribis, vom deutschen Faßbier angelockt, an Bord, und bis tief in die Nacht hinein wurde gemütlich geplaudert, während draußen die Dampfkräne rasselten, um viele Fässer Kautschuk aus den Booten an Bord zu nehmen.

Südkamerun mit seinem reichen Hinterlande ist im Gegensatz zum Norden der Kolonie, wo namentlich Palmkerne und Öl verschifft werden, das Hauptausfuhrgebiet von Kautschuk und Elfenbein. Kribi mit dem Sitze eines Bezirksamtes ist die Zentrale für die Südküste, wenn auch die andern Küstenplätze (Longji, Plantation, Neubremen und Batanga) nicht minder Beachtung verdienen. Kribi, am gleichnamigen Fluß gelegen, hat sich seit der Brandschatzung durch die Bulis im Jahre 1899 stark entwickelt, wird aber, da die neuen Eisenbahnen in Duala enden, wohl zurückbleiben. Als Ausgangspunkt fast sämtlicher nach dem Westen ins Hinterland führenden Karawanenstraßen war es von Natur aus zum Zentralpunkt wie geschaffen.

Aus Mangel an schiffbaren Wegen und Fahrstraßen können die Waren z. Z. nur auf den Rücken und Köpfen der Eingeborenen befördert werden, und so mußte sich der Handel seine eigenen Wege bahnen. Von der Küste aus drang er allmählich unter erheblichen Verlusten an Gut und Blut immer weiter ins Hinterland vor, das heute ganz erschlossen ist. Dem vordringenden Kaufmanne folgte zum Schutze von Leben und Eigentum, Handel und Verkehr die Truppe, so daß

jetzt so ziemlich das ganze Gebiet als gesichert und bekannt gelten dürfte.

In neuerer Zeit hat man angefangen, ein Netz fahrbarer Straßen auszubauen, doch ist hier bis heute noch nichts Vollständiges geschaffen, so daß der Verkehr vorläufig noch zum großen Teil in alter Form durch Träger weiter aufrecht erhalten werden muß.

52. Erlebnis eines Kaufmannes im Süd-Kameruner-Hinterland.

Ein Kameruner Kaufmann, der mit der Zeit sehr reich geworden war, saß mit an Bord beim Glase Bier und plauderte von seinen Erlebnissen aus der Zeit, wo er vor 15 Jahren als erster Europäer in den Evolowabezirk (Jaunde) gekommen war. Eine Geschichte habe ich mir genau gemerkt und möchte sie wiedererzählen, in der Form, in der er es tat:

„Eines Morgens trete ich aus meiner kleinen Faktorei (Laden), um in der benachbarten Badehütte ein Bad zu nehmen. Dabei sehe ich, daß der Häuptling Lewandum auf meiner Veranda steht. Wie er meiner ansichtig wird, bittet er um einen Bindfaden. „Warte," rufe ich ihm zu, „ich will erst baden, dann gebe ich ihn dir." — „Ich weiß, wo der Bindfaden im Laden hängt!" — „Warte, bis ich komme, ich will ihn dir selbst geben." Meine Boys kamen mit der Nachricht, „Lewandum ist doch ins Haus gegangen." Ich laufe, nur mit einem Schurz bekleidet, in den Laden, wo Lewandum mir mit Bindfaden entgegenkommt und mir zuruft: „Ich habe ihn schon." — „Wie kommst du dazu, ohne meine Erlaubnis in meinen Laden zu gehen?" Er

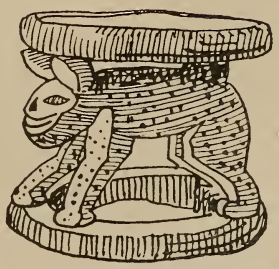
gibt keine Antwort. Aus seinem Lendentuch sehe ich zwei Bündel Tabak hervorlugen. Nichts Gutes ahnend, reiße ich ihm das Lendentuch herunter, und die beiden Bündel fallen heraus. — „Woher ist der Tabak?" fragte ich ihn. „Den Tabak habe ich geschenkt bekommen." — „Das ist gelogen!" — „Seitdem ich geboren bin, habe ich nie gestohlen." Unsanft weise ich ihn aus dem Hause. Er greift mich tätlich an, ich setze mich daher zur Wehr und halte ihn an seiner Perlhalskette fest. Diese zerreißt aber. Nun wollte ich ihn am Körper festhalten, aber das war nicht leicht, da sein Körper mit Öl eingerieben war. Wir hatten bei dem Kampf unsere beiden Lendentücher verloren. Ich siegte zum Glück und konnte ihn über das Gitter der Veranda werfen. Als er weglief, beschimpfte er mich in der gemeinsten Art und sprach Verwünschungen über meinen Vater und meine Mutter aus. Im Nu war ich über das Gitter gesprungen. Ich erwischte ihn noch, er fiel in den aufgeweichten roten Laterit-lehmboden, und das schmierige Öl seines Körpers vermischte sich mit dem roten Lehm. — Dann drohte er mir, daß er Krieg gegen mich führen wolle. „Seit die Mutter mich geboren, hat noch keiner gewagt, mich anzurühren. Ich bin der größte Häuptling meines Bezirks; ich werde meine Krieger zusammentrommeln und Krieg führen." — Ich kannte aber schon die Redensart hiesiger Eingeborenen und maß dem keinen Ernst bei. Nach kurzer Zeit wurde jedoch das ganze aus 150 Häusern bestehende Dorf lebendig. Die 100 Häuptlingsweiber und die Weiber der freien Männer liefen aufgestört umher, packten ein, griffen Hühner, Schafe, Ziegen, und zogen mit Kind und Kegel, Sack und Pack ab. Das sah ich als Zeichen dafür an, daß der Häuptling Ernst machen wollte mit seiner Drohung; denn wenn der Neger Krieg beginnen will, bringt er erst seine Frauen in Sicherheit, da sie das Wertvollste sind und ihm viel Geld kosten. Ich sah, wie der Häuptling heftig gestikulierte und laut herumschrie; es dauerte ihm zu lange, bis Hab und Gut in Sicherheit war und er Rache nehmen konnte. — Die Sache wurde mir zu bunt, und ich ließ ihm sagen,

er möchte mit Sack und Pack in einer Stunde wieder im Dorf sein, sonst würde ich Ernst machen, denn bis jetzt hätte ich es als Spaß angesehen. Er gab meinem Boy eine schallende Ohrfeige mit dem Bemerken, wenn ich zu ihm käme, würde ich das gleiche bekommen. Das war mir zuviel. Ich steckte meine Browningpistole in die Tasche und gab meinem Boy mein geladenes Gewehr (Modell 88) zum Tragen, ging zum Häuptling und fragte ihn: „Ist es wahr, daß du dieselbe Ohrfeige mir geben willst, wie du sie meinem Boy gegeben hast?“ — „Ja, das habe ich gesagt“, antwortete er mir. Darüber war ich so aufgebracht, daß ich meinem Boy das Gewehr abnahm und dem Kerl zurief: „Ich möchte dich wie einen Hund über den Haufen schießen!“ Darauf stellte er sich breitbeinig hin und entgegnete: „Schieß doch!“ Ich kam zur Vernunft, sicherte mein Gewehr und ging ins Haus zurück. Im Dorf wurde fortwährend die Kriegstrommel gerührt. Meine Jungen, die ängstlich ins Haus gelaufen kamen, berichteten mir, daß ein großer Teil meiner Arbeiter weggelaufen sei. Kläglich riefen meine Jungen mir zu: „Der Häuptling ist ein großer Mann, er hat viele Krieger und wird uns alle tot machen.“ Ich tröstete sie: „Habt keine Angst, der Häuptling macht nur viel Geschrei.“ Trotz wilden Kriegstrommelns hatten sich von seinen 40 Unterhäuptlingen nur 4—5 eingefunden; die andern ließen sich nicht blicken. Der Häuptling sandte Boten aus, um sie zur Heeresfolge zu veranlassen. Sie ließen ihm sagen: „Wenn du Zank und Streit mit dem Weißen hast, bade du es aus; wir wissen, daß der Weiße ein Masser (Herr) ist.“ — Nach diesem Bescheid schwieg plötzlich die Kriegstrommel, und der älteste Sohn des Häuptlings erschien in meiner Faktorei mit den Worten: „Du darfst es nicht ernst nehmen, der Vater ist alt, er weiß nicht mehr, was er sagt und tut. Sei wieder gut.“ — „Mit dir habe ich nichts, ich denke nicht an Feindschaft.“ — „Darf ich das meinem Vater sagen?“ — „Ja.“ — „Als Abgesandter meines Vaters soll ich fragen, unter welchen Bedingungen du Frieden gibst, und ihm vergibst.“ — Ich antwortete: „Ich müßte ja dumm

sein, wenn ich mit Euch Feindschaft hätte; ich machte dann ja keine Geschäfte mit Euch. Dein Vater hat mich bestohlen und darf deshalb mein Haus nicht wieder betreten." — „Mein Vater will dir einen großen Elfenbeinzahn schenken, damit du wieder gut Freund mit ihm bist." — „Ich will seine Freundschaft nicht, da er mich bestohlen hat." — „Gib mir irgend etwas an, das wir dir schenken dürfen, damit die Sache vorbei ist." Dann lief er weg und brachte in seiner Negerschlauheit ein vier Wochen altes Lamm, wohl das kleinste, das er finden konnte. Als ich darüber lachte und mit ihm unterhandelte, erschien plötzlich eine dunkle Gestalt im Hintergrunde. Es war der Häuptling selbst, der freundlich zähnefletschend dastand, mir die Hand hinstreckte und mich bat, wieder „Gut Freund" mit ihm zu sein. Ich mußte über diese spaßige Situation hell auflachen, und alles war wieder gut. — Ich habe aber in Zukunft nur mit dem Sohne geschäftlich verhandelt. Dem Häuptling, der sonst jeden Morgen einen Kognak und eine Zigarre erhielt, schenkte ich nichts mehr, worüber er sehr traurig war.

Einige Tage später kam mein Koch mit einem Suppenlöffel voll kleiner grüner Kerne in meine Wohnung gelaufen und erzählte mir aufgeregt: „Ich war einen Augenblick aus der Küche gegangen, und als ich zurückkehrte, sah ich diese grünen Kerne in der Suppe schwimmen. Ich habe sie nicht hineingetan, es kann nur der Häuptling gewesen sein." — „Ist es Gift?" fragte ich. — „Ich weiß es nicht" war die Antwort. Nichts Gutes ahnend, ließ ich den Häuptling und seine Lieblingsfrauen auf die Veranda rufen. Ich nahm den Teller voll der grünen Kerne und hielt sie ihnen vor, schloß die Tür ab, und befahl dem Häuptling unter starken Drohungen, in einer Sekunde alles aufzuessen. Er lachte und aß es ruhig auf. Als ich die Tür öffnete, hielten mir andere Weiber weitere grüne Kerne hin. Ich hielt sie für Gegengifte. Ich schickte eine Anzahl der grünen Körner an den viele Tagereisen entfernt auf der Station wohnenden Arzt zur Untersuchung. Von ihm erhielt ich später

die Antwort, die Körner seien kein Gift, sondern ein Sympathiemittel, das der Häuptling Levandum benutzt hätte, um meine Freundschaft wiederzuerringen!



Geschnitzter Hocker.

53. Küstenwanderung nach Longji.

Einige Passagiere und ich hörten, daß unser Dampfer am folgenden Tage vor drei dicht beieinander liegenden Faktoreien halten und Kautschuk und Elfenbein an Bord nehmen sollte. Sofort stand unser Plan fest, auf dem schönen Wege an der Küste entlang zu gehen, bis wir den Dampfer an irgendeiner Stelle wieder erreichen würden.

Im Morgengrauen brachte uns eine Pinasse nach Kribi an Land, wo einige schwarze Soldaten und Eingeborene mit einer Rickscha (Stuhlkarre) auf uns warteten. Ein Soldat übernahm die Führung, und frisch und munter ging's in der wundervollen Morgenluft durch

die herrliche Tropenwelt dahin. Links erschien am Meer die große Faktorei Neubremen, rechts ein Dorf, zu dem ein Weg und eine Brücke führten. Wißbegierig, wie immer, mußten wir es in Augenschein nehmen, und bevor noch die Sonne aufging, hatte ich bereits eine Skizze des Dorfes, über dem noch der Frühmorgenduft lag, gemalt. Ein dicker Baumstamm war über den Dorfweg gefallen. Er soll schon Monate dort liegen. Aber jeder Dorfbewohner bückt sich lieber täglich wer weiß wieviele Male, um unter ihm hindurchzukommen, als sich der Riesenarbeit zu unterwerfen, den Stamm durch Zersägen beiseite zu schaffen.

An der ganzen Küste entlang führt ein unverständlich breiter Weg durch die exotischen Wälder, und wir fanden später, als die Sonne höher stieg und erbarmungslos herniederbrannte, wenig Schatten. Der breite Weg selbst war größtenteils schon wieder vom Unkraut überwuchert, nur ein schmaler Eingeborenenpfad führte auf ihm entlang. Von Bord waren wir mit reichem Mundvorrat versehen worden, und an einer recht malerischen Stelle, am Ufer eines Baches, wurde gemütlich gefrühstückt, d. h. die anderen frühstückten, ich malte. Das ist des Malers Los!

Mittags waren wir in der Faktorei Plantation und fanden dort die ganze Dampfergesellschaft bei Whisky und Soda sitzend vor.

In den Faktoreien sahen wir Hunderte dicht aneinandergedrängt sitzende Eingeborene, meist dem Ntumstamm angehörig, die den wochenlangen Marsch aus dem Jaundebezirk zur Küste unternommen hatten, um Kautschuk und Elfenbein zu bringen. Sie warteten jetzt auf Tauschwaren und Lebensmittel, die sie in ihren Traggestellen auf dem Rücken wieder heimbringen sollten. Männlein und Weiblein waren in vergnügter Stimmung. Ketten mit goldgelben Leopardenzähnen (Made in Germany!) hingen den meisten um den Hals. Ich graste mit viel Erfolg die benachbarten Dörfer ab, um echte wertvolle ethnographische Sachen ausfindig zu machen. Mir hatte das morgendliche Wandern so wohl getan, daß ich beschloß, nach

der Mittagshitze ganz alleine immer dicht am Meer entlang nach Longji zu gehen, nur von einem Boy begleitet, der meine Malsachen trug.

Oft traten große Fels- und Baumpartien oder ein Gewirr angeschwemmter Stämme bis ans Meer heran, und ich mußte, da ich von der breiten Straße abgewichen war, durch die hohe Brandung, um an einem Vorsprung vorbeizukommen. Ein anderes Hindernis, einen Fluß, mußte ich durchschwimmen. Unter einem Riesenbaume, dessen Zweige fast bis an die Erde reichten, sah ich 50—60 Eingeborene ein gewaltiges Feuer anmachen, um sich Essen zu kochen. Die schwarzbraunen Rücken der Leute waren auf der einen Seite von der in Farbenpracht untergehenden Sonne, auf der anderen vom Feuer rot beleuchtet. In der gewaltigen Baumkrone wechselten große, beleuchtete Blätterpartien mit tiefen Schatten. Im Vordergrunde lag der helle Strand mit angeschwemmten, halbversandeten Baumleichen. Das ganze Bild und das Rauschen der gewaltigen Brandung lösten eine eigenartige Begeisterung in mir aus. Lange Zeit konnte ich mich nicht losreißen und hatte, obgleich meine Füße noch auf tropischer Erde standen, schon wieder Sehnsucht dorthin. Heute aber mußte noch geschieden werden.

Plötzlich wurden die Kerle unter dem Baum meiner ansichtig. Im wahrsten Sinne des Wortes fielen sie über mich her. In aufdringlicher Weise versuchten sie mir allerlei Sachen, namentlich Musikinstrumente zu verkaufen, die alle bei sich zu haben schienen. Einige davon waren recht ursprünglich einfach, aber stets gut durchdacht. So diente z. B. dem einen Instrument eine vom Meer angespülte Konservenbüchse, die mit einer Haut straff überzogen war, als Resonanzboden. An einem kleinen Stocke, der herausragte, waren drei schwarze Zwirnsfäden straff gespannt und mit der Konservenbüchse verbunden. Die Kerle konnten tatsächlich mit allen Instrumenten nette Töne hervorbringen, und deshalb erhandelte ich mir einige Sachen, die mir zwei Leute nachtragen mußten. Zum Schluß

gerieten alle Kerle plötzlich in Streit und verrieten gegen mich feindliche Absichten; weshalb, ist mir noch heute unbegreiflich. Sie umdrängten mich dicht und schrieen und fuchtelten mit den Händen in der Luft herum. Furchtlosigkeit, ein scharfer Blick und die Bereitschaft der Hand vermögen in solchen Lagen bei den Schwarzen viel. Als ich scharf auf den Rädelsführer losging, wich dieser zurück und mit ihm alle andern Kerle. Ich konnte also getrost meinen Weg fortsetzen. Im Hinterland von Kamerun wäre mir derartiges sicher nicht vorgekommen. Als ich in der Faktorei von Longji ankam, war es bereits dunkle Nacht. Mich empfing dort eine reich gedeckte Tafel, die liebe Menschen, der Faktoreibesitzer und seine Frau, dem Kapitän und den Schiffspassagieren zu Ehren angerichtet hatten. So sehr freuten sie sich über den Besuch. Wir wurden sehr lustig und sangen viel, und noch, als wir bereits im Boot saßen, das uns zum Dampfer zurückführen sollte, tönten deutsche Volkslieder durch die Nacht. Das freundliche Ehepaar stand aneinander geschmiegt im Mondschein am Strande zwischen weiß leuchtenden, halbversandeten Elefantengerippen. Die Fenster des auf hohen Pfälen ruhenden Wohnhauses waren hell erleuchtet, und vor dem dahinterliegenden Urwalde flogen Tausende von Glühwürmchen. Das Boot glitt durch die Brandung, hinter sich einen langen Streifen silbrigen Meerleuchtens zurücklassend. „Deutschland, Deutschland über alles" verklang es in der Ferne.

Schluß.

Modell eines Kriegskanoe.

Reiseroute
des Kunstmalers Ernst Vollbehr
in
Nord Kamerun
zu Fuß
zu Schiff
mit der Eisenbahn
Höhen in Meter.
Maßstab 1 : 1800000
Cross River
Mun Aju
Babungo
Babessi
Mbam Bge.
Bungba
Bandeng
1325
Babanki Tungo
Bali
Bamenda
Bagangu
Bangola
1245
Rasths
Nko-Gam
Fumban
Babadja
Bali Bagam
Lager am Nun
Lager
Bambuto Bge.
2200
Bamengang
Miri
Djuttitsa
Grasland
Dschang
1400
Bamuku
Fossong-Wentschen
Mbo
1480
Sanschu
Fotuni
Nun
Mbo Ebene
Mboelu
Farm Strobel u. Marquardt
Këm
Bana
Befa
Puala
Mbureku
Nkamfälle
Ninong
Manenguba Geb.
Bare
850
Nkongsamba
(Endpunkt d. Bahn)
Esosung
1015
Kupe
2070
Mohe
Mungo
Urwaldregion
Barombi
295 See
Joh. Albrechtshöhe
385
Mundek
Makombe
Wuri
Jabassi
Bakundu Banga
Gr. Kamerun Berg
4000
Meanja
Ekona
Mungo
Bonekule
Wuri
Buea
985
Soppo
Kl. Kamerun Berg
Tiko
Bonaberi
Duala
Victoria
Dibamba
Jaunde Bezirk
Sanaga
Edea
Lobetal
nach Süd Kamerun Longji, Plantation, Kribi

Vergilbte Akten und Reiseberichte über die Gründung Bueas.

Kaiserliches Gouvernement
von Kamerun
J.-Nr. 380/85.

Buea, den 1. Dezember 1885.

Sr. Hochwohlgeboren

Herrn Kanzler von Puttkamer

Kamerun.

In dem von Euer Hochwohlgeboren zu erstattenden Reisebericht (über eine beabsichtigte Besteigung des Kamerun Berges [E. V.]) bitte ich vor allem nachfolgende Punkte zu berücksichtigen:

Genaue Bezeichnung der von Euer Hochwohlgeboren besuchten Ortschaften unter Einreichung einer kartographischen Skizze, weshalb ich sich mit Kompaß und so weiter zu versehen bitte; Name des bzw. der Häuptlinge, deren Stellung und Bedeutung; Sprache der einzelnen Ortschaften, Bodenerzeugnisse, gewerbliche Tätigkeit, Handel worin? und nach welcher Richtung? (Kalabar? Mungo? Viktoria? Bimbia?) Kulturzustand und Kulturfähigkeit im Verhältnis zu den Dualaleuten. Verkehrsverhältnisse; hierbei bitte besonders hervorzuheben, welche Ortschaften mit dem Innern, welche mit dem Mungo, welche mit den Kalabarflüssen, welche mit der Seeküste verkehren? und auf welche Weise dieser Verkehr stattfindet? Aussichten für etwa zu errichtende Handels- und Missionsstationen? Abgesehen hier-

von wollen sich Euer Hochwohlgeboren auch außerdem noch ein Urteil darüber zu bilden suchen, ob in dem Kamerungebirge irgendeine Ortschaft befindlich ist, welche vermöge ihrer zentralen Lage, ihrer kommerziellen Wichtigkeit, des Übergewichts ihrer Häuptlinge, oder aber aus irgend sonst einem Grunde sich zur künftigen Residenz eines Regierungs- speziell Gerichtsbeamten besonders eignen und wenn solches der Fall sein sollte, ob und auf welcherlei Einnahmen, sei es nun in der Gestalt von Gerichtssporteln oder sonstwie zu zählen wäre, um wenigstens einen Teil der durch eine solche Einrichtung entstehenden Auslagen decken zu können. Schließlich übergebe ich Euer Hochwohlgeboren noch 6 Stück Uniformen, mit der Bitte, dieselben bei sich darbietender Gelegenheit an einheimische Häuptlinge entweder geschenkweise oder aber auch gegen Abtretung kulturfähigen Grund und Bodens und zwar zugunsten der Regierung überlassen zu wollen. Sollten Euer Hochwohlgeboren auch eine Besteigung der Kamerunspitze beabsichtigen, so habe ich hiergegen selbstverständlich nichts zu erinnern, nur bitte ich dieselbe nicht als einen Teil der dienstlichen Aufgabe zu betrachten und deshalb womöglich bis zum Schlusse der Reise zu verschieben.

gez. v. Soden.

Abschrift aus J.-Nr. 427/85.

Bericht Nr. 57.

D. d. 3. Dezember 1885.

An

Seine Durchlaucht

den Fürsten von Bismarck.

Euerer Durchlaucht verfehle ich nicht, ganz gehorsamst zu berichten, daß ich die Herrn Kanzler von Puttkamer und Sekretär Dr. Krabbes

beauftragt habe, sich im Laufe dieses Monats nach dem Kamerungebirge zu begeben.

Die denselben meinerseits erteilte Reiseinstruktion gestatte ich mir zur hochgeneigten Kenntnisnahme in Abschrift ehrerbietigst beizufügen. Indem ich mir die Einsendung des von Herrn von Puttkamer zu erstattenden Reiseberichts ganz gehorsamst vorbehalte, bemerke ich noch, daß der Kommandant S. M. S. Cyclop, Kapitänleutnant Stubenrauch, sich auf meine Requisition hin bereit erklärt hat, den Herren eine Bedeckung von 6 Mann, 1 Unteroffizier und 1 Offizier mitzugeben.

Gleichzeitig gestatte ich mir die ehrerbietigste Anfrage, ob es den Herren gestattet sein wird, ihre Auslagen für Trägerlohn und Dolmetscherdienste seinerzeit zu liquidieren; dieselben dürften annähernd 3—400 Mk. betragen.

gez. Soden.

Wie die Zustände in Kamerun nahe der Küste kurz nach der Besitzergreifung durch Deutschland waren, geht aus untenstehendem ausführlichen Berichte des Herrn von Puttkammer deutlich hervor.

Abschrift aus J.-Nr. 228/86.

Auswärtiges Amt
Nr. A. 2.

Berlin, den 14. Januar 1886.

Seiner Hochwohlgeboren
dem Kaiserlichen Gouverneur
Herrn Freiherrn von Soden
Kamerun.

Auf den gefälligen Bericht Nr. 57 vom 3. vorigen Monats erwidere ich Euer Hochwohlgeboren ergebenst, daß ich mit der Reise

des Kanzlers von Puttkamer und des Sekretärs Dr. Krabbes nach dem Kamerungebirge und mit den ihnen erteilten Instruktionen einverstanden bin.

Gleichzeitig will ich Euer Hochwohlgeboren ermächtigen, die Auslagen für Trägerlohn und Dolmetscherdienste auf dieser Dienstreise, soweit sie den Betrag von 300 bis 400 Mk. nicht übersteigen, unter Beifügung von Belägen in Ihre amtliche Rechnung aufzunehmen.

gez. F. v. Bismarck.

Bericht

betreffend:

Die Reise ins Kamerungebirge vom 8. bis 22. Dez. 1885.

gez. von Puttkamer.

Abschrift.

Am Freitag den 9. Dezember vorigen Jahres (1885) begab ich mich behufs Bereisung des Kamerungebirges in Begleitung von Herrn Dr. Krabbes an Bord S. M. Kbt. Cyclop, am folgenden Tage nachmittags ankerten wir in der Mortonbucht vor Viktoria und begaben uns sofort an Land. Ich hatte von Kamerun (Duala ist gemeint) 12 Kruleute als Träger mitgenommen, deren Anzahl je nach Bedürfnis während der Marschtage durch eingeborene Träger verstärkt wurde. In meiner Begleitung befanden sich außerdem Leutnant z. S. Bauer, 1 Unteroffizier und 6 Mann von S. M. Kbt. Cyclop. Da in Viktoria gerade Markttag war, sandte ich einen Teil des Gepäcks durch heimkehrende Bergbewohner nach Mapanja an Herrn Waldau (Schwede von Geburt), dessen Haus daselbst ich auf seinen Vorschlag zum Hauptquartier während meines Aufenthaltes im Gebirge ausersehen hatte.

Mit Rücksicht auf den Wunsch des Herrn Kommandanten S. M. Kbt. Cyclop, der Leute wegen unsere Tour nicht länger als bis spätestens zum 22. Dezember auszudehnen, war ich zu einer Modifizierung meiner ursprünglich etwas weitergehenden Absicht genötigt und hatte mein Reiseprogramm lediglich auf die Hauptorte des den Südostabhang des Gebirges einnehmenden Bakwirilandes beschränkt. Den uns zugedachten Dolmetscher hatte die Expedition Schwarz-Prittwitz mitgenommen, ohne Vorwissen des Herrn Waldau, der uns in der Folge mit verschiedenen der englischen Sprache etwas mächtigen Eingeborenen aushalf.

Am Vorabend unseres Aufbruches meldete sich noch unter Führung des „President Brew" der sogenannte „Court of Equity" von Viktoria bei mir, um mir seine Befriedigung über die bevorstehende Gebirgstour auszudrücken und gleichzeitig zu wiederholen, wie sehr sich die Viktorianer nach Gewißheit sehnten, ob sie bald deutsch werden würden oder englisch bleiben sollten.

Am 11. morgens 8 Uhr verließen wir Viktoria, marschierten eine halbe Stunde den Viktoriabach entlang, überschritten denselben und erreichten, nachdem wir den sehr steilen Anstieg bei Bongala passiert, etwa um 11 Uhr den Ort Bonjongo, wo wir in den Ruinen des ehemaligen englischen Missionshauses — dasselbe steht schon seit Jahren leer und unbenutzt — einen etwa 2stündigen Halt machten. Die Häuptlinge und Ältesten des unbedeutenden Ortes waren abwesend; ohne dieselben gesehen zu haben, brachen wir um 1 Uhr wieder auf und gelangten nach einer Stunde scharfen Kletterns nach dem ca. 800 m hochgelegenen Mapanja.

Mapanja hat ca. 400 Einwohner, stellt 40—50 Bewaffnete und war bisher Hauptsitz des Gummihandels, der infolge des unverantwortlichen Raubsystems der Eingeborenen z. Z. allerdings völlig darniederliegt. Von dem Hause des Schweden aus hat man einen freien Ausblick auf Ambasbucht, mit den Inseln Mondole und Ambas, im Westen, Osten und Norden sieht man bei klarem Wetter steil

bewaldete Berge hinauf, welche die hohen hinter ihnen liegenden Gebirgskuppen fast vollständig verdecken. Mapanja liegt, wie alle Bakwiriorte mitten im Urwald.

Großes Palaver mit den Häuptlingen und Angesehenen wurde auf den nächsten Morgen anberaumt. Um die angegebene Zeit erschienen dann auch der Oberhäuptling Musoso, die Häuptlinge Musingi und Liwanjo und andere.

Mapanja ist am 10. Februar 1885 durch Kapitän zur See Karcher unter deutsche Oberhoheit gestellt. Musoso zeigte die ihm damals ausgehändigte Urkunde vor und versicherte, er wisse, daß er und sein Land unter dem Schutze S. M. des Deutschen Kaisers stehe und S. M. Befehlen zu gehorchen habe.

Hierauf wurde dem Musoso mitgeteilt, daß die Gerichtsbarkeit im Gebirge usw. nunmehr dem Gouverneur in Kamerun zustehe. Dieser habe angeordnet, daß die Häuptlinge nach wie vor ihre eigenen Angelegenheiten besorgen sollten und Streitigkeiten unter ihren Leuten selbst zu schlichten hätten. Ein Beamter werde von Zeit zu Zeit das Gebirge bereisen und größere Palaver schlichten, in dessen Abwesenheit hätten sie sich an Herrn Waldau oder Knutson zu wenden, welche hierbei ausdrücklich als Bevollmächtigte der Regierung in Kamerun anerkannt wurden. Dieselben würden auch Beschwerden und Wünsche der Häuptlinge aufnehmen und für Weiterbeförderung nach Kamerun Sorge tragen.

Todesstrafen dürften die eingeborenen Häuptlinge unter keinen Umständen mehr selbständig fällen oder gar vollstrecken lassen.

Widersetzlichkeit gegen die Anordnungen der vom Gouverneur eingesetzten Bevollmächtigten werde bestraft werden; gefalle ihnen eine solche Anordnung nicht, so stehe ihnen jederzeit die Beschwerde an das Gouvernement offen; die Angelegenheit werde dann stets mit voller Gerechtigkeit untersucht werden.

Herr Waldau, welcher der Bakwirisprache ziemlich mächtig, verdeutlichte das Vorstehende der Versammlung mit Hilfe eines ein

wenig englisch sprechenden Eingeborenen Namens Jack Mbua. Die Häuptlinge erklärten sich für sehr befriedigt und Musoso trug sofort die Bitte vor, einen langwierigen Streit zwischen Mapanja und dem nicht weit abgelegenen kleinen Orte Manga zu schlichten. Bei Gelegenheit eines Marktes sei ein Mapanjamann mit Mangaleuten in Streit gekommen und von letzteren getötet worden. Nach dem im ganzen Gebirge geltenden Gesetz der Blutrache müsse dafür ein Mangamann getötet werden.

Die Mangaleute, viel geringer an Zahl, seien aber geflohen und hätten sich auf der Insel Mondoleh versteckt, Mangastadt sei von den Mapanjaleuten verbrannt und dem Erdboden gleich gemacht worden.

Herr Waldau wurde mit Untersuchung der Angelegenheit und Berichterstattung beauftragt. Weitere Sachen von Wichtigkeit lagen nach Musosos Aussage nicht vor, die Versammlung wurde daher nach einer kurzen Ermahnung, den Gewinn des Gummis oder Kautschuks den Anweisungen der Schweden gemäß zu betreiben, aufgelöst.

Nachmittag und Abend wurden mit Vorbereitungen für den morgen bevorstehenden Marsch, sowie mit Feststellung der weiteren Reiserouten ausgefüllt.

Um 10 Uhr vormittags am Sonntag, den 13. Dezember, setzte sich unsere Kolonne in Bewegung, in nordöstlicher Richtung nach der Hauptstadt des Bakwirilandes, Buea, zu, am Südostabhange des Gebirges entlang.

Die ersten 1½ Stunden des Weges sind außerordentlich beschwerlich, fortwährend auf hohen, scharfkantig übereckliegenden Lavafelsen, über endlose Gewirre von Wurzeln und gestürzten Urwaldbäumen auf und nieder. Wir waren daher genötigt, auf dem Marktplatz von Lekumbi einen längeren Halt zu machen. Lekumbi ist heute nur noch Marktplatz, auf einer schönen großen Lichtung, umstanden von riesenhaften Palmen, Bombax und Eribdendron.

Zur Zeit von Rogozinskis und Zöllers Reisen im vorigen Jahre war hier eine blühende Ortschaft; dieselbe ist seither niedergebrannt, die Einwohner entflohen, ebenfalls ein Opfer der Blutrache. Um 12 Uhr 30 verließen wir Lekumbi, wo noch alle Wochen großer Markt der naheliegenden Dörfer stattfindet, und erreichten auf einem guten Wege, welcher sich durch auffallend schöne Landschaft auszeichnet, um 1 Uhr 20 Buassa, und zwar Lower Buassa, im Gegensatz zu dem etwas höher im Gebirge liegenden Upper Buassa.

Dies Buassa ist ein kleiner Ort, 10—20 Bewaffnete, am 10. Februar 1885 durch Kapitän Karcher dem deutschen Protektorat einverleibt, wie mir der Oberhäuptling Muimbe und der Häuptling Musinge mit Stolz erzählten. Dem Muimbe wurde in Kürze eine ähnliche Vorhaltung zuteil, wie tags zuvor den Mapanjahäuptlingen und derselbe mit einer schwarz-weiß-roten Flagge beschenkt. Um 3 Uhr erreichten wir Mimbia, dessen Einwohner wir beim Ringkampf, dem sogenannten Fea-Fea, antrafen. Von hier aus führte unser Weg quer durch ein tiefes Waldtal; auf den gegenüber liegenden Höhen konnten wir schon die ersten Häuser von Buea unterscheiden. Durch schönen Hochwald wieder ansteigend, überschritten wir den reißenden, mit kühlem, kristallklarem Wasser angefüllten Gebirgsbach Mossola, durchzogen den langgestreckten Ort des Häuptlings Letongo und befanden uns um 5¼ Uhr nachmittags auf dem großen Palaverplatz des Oberhäuptlings Kuva in Unter-Buea.

Unseren Leuten wurde ein neuerbautes, gutes Haus als Quartier angewiesen, Leutnant Bauer, Dr. Krabbes und ich kampierten im Zelt unter einem mächtigen Eriodendron.

Am nächsten Morgen versammelten sich auf dem unmittelbar an den Palaverplatz grenzenden offenen Hofe Kuvas eine große Menge der angesehenen Einwohner und Unterhäuptlinge; Letongo von Oberbuea war zitiert, aber auf Handelsreisen abwesend. Da in Buea im vorigen Jahre durch den Polen Rogozinski die englische Kriegsflagge gehißt war, und Europäer seitdem nicht dort gewesen, ließ ich

zunächst unter militärischem Salut die deutsche Kriegsflagge hissen. Die Bedeutung dieses Aktes wurde den Anwesenden klargemacht und denselben folgendes eröffnet.

1. Zufolge einer zwischen der Kaiserlichen Deutschen und der Königlichen Großbritannischen Regierung getroffenen Vereinbarung liege das ganze Kamerungebirge innerhalb der Grenzen des deutschen Schutzgebiets;

2. der von Kuva seinerzeit mit Rogozinski abgeschlossene Vertrag habe daher keine Bedeutung mehr; sie hätten fortab die deutsche Flagge zu führen;

3. Kuva und seine Unterhäuptlinge sowie alle Häuptlinge des Kamerungebirges seien den Befehlen S. M. des deutschen Kaisers, ihres Allerhöchsten Schutzherrn, und der von S. M. für das Schutzgebiet eingesetzten Beamten unterworfen;

4. auf die bisher von ihnen ausgeübten Hoheitsrechte hätten sie zugunsten S. M. des deutschen Kaisers und seiner Nachfolger zu verzichten; dieser Verzicht erstrecke sich auch auf ihre Nachfolger.

Dagegen sei ihnen der Schutz des Deutschen Reichs zugesichert, und die anwesenden Häuptlinge hiermit in ihrer Eigenschaft als solche ausdrücklich bestätigt. Über Gerichtsbarkeit wurde dasselbe wie in Mapanja gesagt.

Nachdem die Anwesenden sich hiermit einverstanden erklärt, wurden dem Kuva zwei schwarz-weiß-rote Flaggen übergeben, wogegen er eine in seinem Besitze befindliche englische Kriegsflagge auslieferte.

Die über den Akt aufgenommene Verhandlung zu unterschreiben weigerten sich Kuva und die anderen aus Angst und Aberglauben. Das Original der Urkunde wurde dem Kuva zur Aufbewahrung eingehändigt. Diese Verhandlungen und kurze Wendungen in der Umgegend nahmen den ganzen Tag in Anspruch. Es wurde so leider zu spät, um auch noch den benachbarten Ort Sopo besuchen zu können.

Am Morgen des 15. Dezember, Dienstag, wandten wir Buea den Rücken, marschierten diesmal den etwas näheren Weg über Oberbuassa, welcher vor kurzem abgebrannt, zurück, machten eine sehr lange Mittagsrast in Lekumbi und waren nachmittags 4 Uhr in Mapanja.

Der 16. Dezember wurde zur Schlichtung verschiedener kleiner Palaver in Mapanja benutzt, die drei nächsten Tage wurden einem Ausfluge in die höheren Berge gewidmet, um deren Charakter, Klima u. dgl. kennen zu lernen. Die Besteigung der höchsten Spitzen des Gebirges habe ich diesmal aus Mangel an Zeit unterlassen.

Am 17. machten wir, nur von der Hälfte unserer teilweise erkrankten Mannschaft begleitet, den sehr beschwerlichen Marsch von Mapanja nach Mannsquelle, etwa 16 km. Der von Burton vortrefflich geschilderte Weg führt zuerst durch imposanten Hochwald, dann über ein kahles, mit einer Art Erika bewachsenes Lavafeld, dann wieder auf einem schmalen Berggrat durch Hochwald, der endlich ganz plötzlich, ohne jeden Übergang, aufhört. Von hier an grüne Bergkuppen, die sich nach oben zu durch alle Nüancen von braun in fernes Blau verlieren. Gegen Abend erst betraten wir die tiefe Waldschlucht, die sich bis zu der ca. 2400 m hochliegenden Mannsquelle hinaufzieht. Abends 11 Uhr hatten wir $9\frac{1}{2}$° C, so daß die Kälte während der Nacht im Zelt ziemlich empfindlich war.

Am 18. unterwarfen wir die Umgebung einer Durchforschung, bestiegen den über der Quelle, deren Wasser eine Durchschnittstemperatur von 12° C hat, gelegenen Berg, von den Engländern „Earthwork Crater" getauft, und kampierten auf dem alten Fleck eine zweite Nacht.

Am 19. Rückmarsch nach Mapanja, wo wir abends die Nachricht vorfanden, daß die Expedition Schwarz-Prittwitz das Bakwiridorf Lisoka erreicht, und daß sie alle das Fieber hätten. Der Schwede Gustavson war während unserer Abwesenheit in Mapanja gestorben.

Am 20. gönnten wir der ziemlich erschöpften Mannschaft einen Ruhetag in Mapanja, am 21. gingen wir wieder nach Viktoria hinunter. Dort war inzwischen auch der Schwede Berg seinen Leiden erlegen. In Viktoria angekommen, sandte ich Nachricht zu dem in der Kriegsschiffsbucht ankernden Kbt. Cyclop, welches uns am 23. morgens früh wieder an Bord nahm.

Ich habe auf dieser Reise die hauptsächlichsten Gegenden des Bakwirilandes zu sehen Gelegenheit gehabt. Die Bakwiri nehmen fast das ganze Kamerungebirge ein; nordwestlich grenzen sie an das Land der Bamboko mit der Hauptstadt Bomana, in welches sich westlich und nordwestlich Ausläufer des Gebirges hineinziehen. Nördlich von beiden liegt Bakunduland. Im Südosten der Bakwiri wohnen die Bimbialeute, welche den Übergang zu den Duala in Kamerun bilden. Die vielen verschiedenen Stämme und Stämmchen der Bakwiri sprechen alle dieselbe Sprache, einen dem Bamboko einerseits, dem in Bimbia gesprochenen Asubu und dem Duala andererseits sehr verwandten Bantudialekt. Mein schwarzer Diener aus Bellstadt verstand, obwohl noch nie im Gebirge gewesen, das Bakwiri vollkommen, konnte sich jedoch in demselben nicht verständlich machen. Die Bakwiri stehen auf einer niedrigeren Stufe der Kultur als die Duala, auch wohl als ihre westlichen Nachbarn an der Küste. Den Küstenhandel der Bakwiri hat eben die eingewanderte Kolonie Viktoria an sich gezogen, die Hinterwäldler damit vom direkten Verkehr mit Fremden abgeschnitten. Mangel an Wasser und somit an Reinlichkeit verursacht vielfach physische Degeneration. Der Fetischglaube ist allgemein; entsetzlicher Aberglaube mit seinen üblen, häufig blutigen Folgen daher an der Tagesordnung, Handel äußerst gering. Die wilden Produkte des Urwaldes, Kaffee und der aus Lianen gewonnene Kautschuk, werden von den Bakwiri überhaupt erst seit wenig Jahren gewonnen und verwertet. In den niedrig gelegenen Ortschaften wird die Plante, in den höheren Coco, eine Art unveredelter Yamwurzel, gebaut. Letztere bilden das Hauptnahrungsmittel. Massen-

haft sind Schweine, Hunde, Ziegen, Hühner; in bevorzugteren Gegenden auch Rindvieh. Nach Calabar und Mungo findet vom Bakwiriland aus überhaupt kein Verkehr und Handel statt; alles, was das Gebirge produziert, usurpieren die Märkte in Viktoria und in M'Binga resp. Bimbia. Eine bemerkenswerte Handelsstraße, auf der die betreffenden Bakwiriorte jedoch lediglich als Stationen figurieren, führt durch Buea und Sopo in nordnordöstlicher Richtung ins Innere, nach Bakundu ba Nambele am Mungo, nach dem sogenannten Richards Lake — Barombe ba Kota — und dem berühmten Elefantensee — Balombe ba Mba. Interessant ist im Hochwald selbst der Übergang von Tropenwelt zu nördlicher Vegetation. Unter Palmen, Bombax, Eribdendron, der Boden bedeckt mit undurchdringlichem Gewirr von tropischen Blumen und Schlinggewächsen aller Art; die letzteren ranken sich bis hoch zur Krone der Bäume empor. Riesenfarne mischen sich allmählich ein, besonders schön an dem „Fengati" genannten Punkt, und unmerklich verschwinden Kaffeestaude, Gummiliane, um schließlich einem völlig norddeutschen Charakter tragenden Laubwald Platz zu machen, unter dessen hohen Stämmen graugrünes Moos die Felsen überzieht. Elefanten, Leopard, Antilope und zahllose Affen treiben bis hier herauf ihr Wesen; Schlangen sind selten; massenhaft Tausendfüße und Skorpione. Von den zahlreichen Vogelarten scheint ein Kuka genannter Vogel Ähnlichkeit mit unserem Birkhuhn zu haben. Die Moskitos und Sandfliegen der heißen Zone weichen oben der wilden Biene; Raubvögel, kleine Singvögel und eine Art Prärieratten bevölkern die Grasfläche oberhalb der Waldzone. Wenn das hochemporgeschossene Gras im Januar oder Februar von den eingeborenen Jägern abgebrannt ist und junges Gras und Kräuter zu sprießen beginnen, treten die Antilopen oft rudelweise aus dem Dickicht hinaus, um Äsung zu finden. Der Mittelpunkt des Bakwirilandes ist in jeder Beziehung Buea, welches allein 400 waffenfähige Männer zählt. Die Bueaner zeichnen sich vor ihren Stammesgenossen durch kräftige, gut ausgebildete

Körperformen aus und sind reinlich, wohl infolge des vorzüglichen Bergwassers, welches ihr Gebiet in Fülle durchströmt. Sie sind wegen ihres Mutes im ganzen Gebirge gefürchtet, als vorzügliche Jäger bekannt; der Oberhäuptling Kuva ist sicher einer der angesehensten Honoratioren des Gebirges. Buea liegt noch einige 100 Fuß höher als Mapanja, von letzterem ca. 17 km entfernt; von der Küste aus am leichtesten über M'Binga zu erreichen. Noch mitten im Urwald erstrecken sich seine Ansiedelungen kilometerweit über lichte, grüne Hügelwellen, welche dem auffallend schönen Rindvieh reichliches Futter gewähren. Fast stets weht erfrischender Bergwind, ohne die empfindliche Kälte und die lästigen Nebel des höheren Gebirges.

Übrigens liegt keine mir bekannte Stadt im Gebirge höher als Buea. Für die Mission würde sich hier ein reiches Feld der Tätigkeit eröffnen, ohne daß die Arbeiter den Unbilden der Flußniederungen ausgesetzt würden. Die Bueaner würden einen weißen Mann mit „scool" mit offenen Armen aufnehmen.

Aus den angegebenen Tatsachen erhellt, daß Buea auch als Sitz eines Regierungs- resp. Gerichtsbeamten sich vortrefflich eignen würde. Klima, Lage und Bedeutung sprechen gleichmäßig dafür. Daß sich eine kleine Einnahme aus Gerichtssporteln und Strafgeldern erzielen lassen würde, ist unzweifelhaft; wie hoch, das dürften wohl erst Zeit und Erfahrung lehren.

Über die Zustände in der jetzigen Residenz Buea auf dem Großen Kamerunberge vor Einrichtung einer Station berichtet der folgende Brief.

Abschrift zu J.-Nr. 2196.
Bezirksamt Viktoria. Viktoria, den 7. September 1892.

Seiner Hochwohlgeboren
dem Kaiserlichen Gouverneur
Herrn Zimmerer.

Euer Hochwohlgeboren verfehle ich nicht gehorsamst zu berichten, daß ich am 10. v. Mts. den Bakwilimann Bepongo Bebussi nach Buea gesandt habe, um Erkundigungen über die dortigen Zustände einzuziehen und Friedensunterhaltungen einzuleiten.

Der Bote hatte den Auftrag, die Headleute bei King Kuba zu versammeln und ihnen folgendes zu verkünden: „In Viktoria ist ein neuer ‚gobina' — so wird hier auch der Bezirksamtmann genannt. Der schickt mich zu euch, um euch zu fragen, ob ihr Frieden mit ihm haben wollt. Der Gobina sagt, daß er Buea haben muß, weil er hier ein Haus für weiße Fieberkranke bauen will. Deshalb wird der große Gobina in Kamerun noch einmal Krieg gegen euch führen, wenn ihr ihn nicht gutwillig nach Buea hineinlassen und den Frieden nicht annehmen wollt. Der große Gobina wird dann mit vielen Soldaten kommen und so lange in Buea bleiben, bis alle Buea-leute getötet oder zerstreut sind. Auch ist der weiße Mann, dessen Arm ihr zerschossen habt, aus dem Lande der Weißen wieder zurückgekehrt, um dem großen Gobina im Kriege gegen euch zu helfen. Ihr sollt wählen zwischen Krieg oder Frieden."

Am 16. v. Mts. brachte der Bote folgende Antwort: „Als ich den Chiefs das mir Aufgetragene gemeldet hatte, waren sie sehr erfreut darüber, daß der neue Gobina Frieden mit ihnen halten wollte. Auch Kuba war für den Frieden und bemerkte weiter, daß er nicht verstehe, weshalb der neue Gobina noch einmal Krieg gegen Buea

veranlassen wollte; denn der neue Gobina habe doch kein Palaver mit ihm gehabt. Kuba bittet jedoch die Absicht, Frieden mit dem Gobina zu schließen, noch geheim zu halten, da er mit den Sopoleuten in einen bösen Palaver verwickelt sei und er fürchte, daß die Sopoleute ihn noch härter bedrängen würden, wenn sie von dem Friedensschluß mit dem Gobina Kenntnis erhielten. Das Palaver verhielt sich folgendermaßen. Während des Bueakrieges war ein Sopomann, der sich mit anderen Fremden in Buea herumtrieb, um Vieh zu stehlen, von den Soldaten des Gouverneurs erschossen worden. Die Sopos sagen, daß der Mann annähernd die Gestalt des King Kuba gehabt habe, weshalb die Soldaten des Gobina in ihm den Kuba zu erkennen geglaubt hätten. Da Kuba die Schuld an dem Kriege trage, so sei er der Urheber des Todes dieses Sopomannes. Sie bedrängten Kuba nach dem Kriege unablässig und ließen ihn eine Menge Vieh bezahlen. Die auferlegte Summe hat Kuba noch nicht ganz getilgt. Er hofft es aber in zwei Monaten getan zu haben. Kuba hat mich ersucht, ihm Antwort zu bringen, damit er wisse, woran er sich zu halten habe."

Der Bote brachte den Geleitschein, den ich für den Fall, daß einige Buealeute bereit wären, nach Viktoria zu kommen, wieder zurück, da niemand herunterkommen wollte. Sie entschuldigten sich damit, daß sie Fieber bekämen, wenn sie der See zu nahe gingen. — Das soll allerdings der Tatsache entsprechen. — Im weiteren berichtete der Bote auf Befragen, daß die alte Stadt Buea verlassen sei und die Menschen in kleinen Hütten wohnten, die im Busche ständen. Von Vieh habe er nur zwei Ziegen gesehen, aber keine Rinder oder Schafe. Ich fragte ihn auch, ob er etwas von dem s. Z. in Kamerun ausgesprengten Gerücht, daß die Bueas mit den Händen und Füßen des gefallenen Hauptmanns von Gravenreuth Tänze aufgeführt hätten, vernommen habe, was der Bote unter dem Ausdruck der höchsten Verwunderung verneinte. Auch der Dolmetscher Sam Steane hatte nie etwas von dem Gerücht gehört und behauptet, daß das-

selbe aller Wahrscheinlichkeit entbehre, da die Bakwiris eine Scheu vor der Berührung fremder Leichen hätten, indem sie glauben, der Geist des Toten verzaubere sie, sobald sie denselben berühren. Die Bakwiris begraben auch ihre Leichen nicht in den Häusern wie die Dualas, sondern außerhalb der Ortschaften.

Am 30. v. Mts. sandte ich den Boten abermals nach Buea mit dem Auftrage, den Bueas folgendes mitzuteilen. „Der Gobina will eine bestimmte Antwort von euch haben, ob ihr euch dem großen Gobina unterwerfen wollt oder nicht; denn der große Gobina muß das jetzt wissen. Da ihr euch fürchtet, nach Viktoria zu gehen; so will der Gobina zu euch hinaufkommen oder euch in Bonjongo treffen. Zuvor will er jedoch wissen, ob es wahr ist, daß ihr ihn vielleicht umbringen würdet, was Sam Steane und ich ihm gesagt haben."

Am 5. d. Mts. kam der Bote zurück und berichtete folgendes: „Die Chiefs haben gesagt, der Gobina muß noch nicht kommen. Er darf uns in unseren Buschhütten nicht sehen, wir müssen für die abgebrannten Häuser erst wieder neue bauen; wenn diese vollendet sind, dann muß er kommen. Auf die letzte Frage hat nur Kuba eine direkte Antwort gegeben, und zwar dahin, daß er und seine Leute dem Gobina nichts zuleide tun würden. Er könne jedoch für die anderen Towns keine Verantwortung übernehmen. Wenn einer aus einer anderen Town irgendein Unrecht beginge, so heiße es immer gleich, Kuba sei schuld daran. Er hätte jedoch nicht große Gewalt über die andern Towns von Buea, und wenn der Gobina zu ihm wollte, so müßte er durch diese Towns gehen, da derselbe nicht fliegen könne. Er wäre bereit, nach Bonjongo zu kommen, wenn er nicht durch eine langjährige Krankheit, die sich gerade jetzt wieder bösartig fühlbar machte, daran verhindert wäre. Seinen Leuten hat er zwar befehlen wollen, an seiner Stelle nach Bonjongo zu gehen, doch haben diese sich geweigert, indem sie zu große Furcht vorschützten."

An Vieh hatte der Bote diesmal nur zwei Schweine gesehen. Er teilt weiter mit, daß die Bueas „viel hungern" müßten, weil die

Soldaten des Gouverneurs arge Verwüstungen in den Pflanzungen angerichtet hätten. Deshalb seien die Bueas immer noch mißvergnügt über den Gobina. Aus der Wahrnehmung des Boten, daß gar kein Rindvieh und fast gar kein Kleinvieh in Buea ist, dürfte nicht gefolgert werden, daß die Bueas ohne wesentliches Vermögen an Vieh seien. Wahrscheinlicher dürfte es sein, daß sie bei der Unsicherheit des Kriegszustandes ihr Vieh in benachbarten Ortschaften untergebracht haben. Auch in Friedenszeiten hält ein hiesiger Eigentümer nie all sein Vieh auf einem Platze, sondern in verschiedenen Ortschaften, in welchen Befreundete gegen Bezahlung über das Vieh wachen.

Die Bueas standen also noch immer auf dem Sprunge, ohne Verluste das Weite zu suchen, sobald ein neuer Angriff des Gouvernements erfolgt wäre. Nachdem sie nunmehr Vertrauen zum Frieden gefaßt haben, haben sie nach Angabe des Boten bereits begonnen, Planten und Koko neu anzupflanzen und die Stützen und Matten für die Häuser herzurichten, so daß zu erwarten steht, daß die Stadt in 1½ Monaten wieder aufgebaut ist.

Da das Wetter vorderhand einen Aufstieg beschwerlich erscheinen läßt, so werde ich den Wunsch der Chiefs, erst nach Vollendung der Häuser hinaufzugehen, erfüllen. Vorher möchte ich über die Beendigung der Feindseligkeiten noch nichts veröffentlichen, obwohl sie ja tatsächlich nicht mehr bestehen. Daß die Bueas dieser Ansicht sind, geht außer aus dem Wiederaufbau der Stadt auch daraus hervor, daß Kuba durch meinen Boten den Missionar Graf um Übersendung von Medizin gegen sein Unterleibsleiden hat bitten lassen — ein Zeichen des wiederentstandenen Vertrauens. Vor der Hand wagt sich noch kein Viktorianer, auch der Dolmetscher Sam Steane nicht, nach Buea. Der einzige dem letzteren bekannte Viktorianer, der nach Buea zu gehen sich nicht fürchtete, war der Bote Bepongo Bebussi, ein Neffe des King Kuba.

J. V.
gez. Geyger.

Abschrift

Bericht Nr. 661 J.-Nr. 4101
betreffend: Expedition nach Buea
S. D. F. z. H. Sch.

Kamerun, den 28. 12. 1894.

Eurer Durchlaucht gestatte ich mir über die jüngsten Vorgänge im Kamerungebirge folgenden gehorsamsten Bericht zu erstatten:

Daß die Erschließung des Kamerungebirges auf friedlichem Wege nicht möglich sei, war für mich eine seit langem feststehende Tatsache. Diesen Eindruck habe ich an Ort und Stelle gewonnen, als ich voriges Jahr zur Kontrollierung des von Alvenslebenschen Friedensschlusses dort war, und das gleiche sagte mir ein zu den Akten geschriebener Bericht Leists über seine Gebirgsreise in Gesellschaft des Konsuls Spengler und Dr. Plehn I. — Daß ich den Rat Leists nicht befolgte, das Seebataillon einen Besuch in Buea machen zu lassen, wird jeden mit den Verhältnissen nur oberflächlich Vertrauten nicht wundernehmen. Abenteuerliche Züge nach v. Gravenreuths Vorbild sind nicht meine Sache.

Die Bueas sind teils vernichtet, teils zerstreut, daher herrscht im ganzen Gebirge tiefster Friede, alle bislang recht widerhaarigen Dorfhäuptlinge des Gebirges kommen herunter nach Viktoria und bitten um Frieden. Die Gebirgsstämme reinigen die Wege, stellen Arbeiter und verhalten sich mit einemmal wie ganz zivilisierte Küstenstämme.

Wenn auch sicher gelegentlich noch Schwierigkeiten im Gebirge vorkommen können, so ist doch die Hauptarbeit getan, und der Hauptschlag recht gelungen.

Der Bau der Straße nach Buea wird mit allen Kräften betrieben, der Stationsbau in Buea ist im vollen Gange und Herr von Stetten, der in Buea einen starken Militärposten, ca. 50 Mann mit 1—2 Weißen

zurückzulassen gedenkt, wird in den nächsten Tagen hier zurückerwartet, um dann seine Kräfte dem Südbezirk zuzuwenden.

Weitere Berichterstattung darf ich mir ganz ehrerbietig vorbehalten.

gez. von Puttkamer.

Ich habe im ganzen während meiner Dienstzeit bloß viermal zuschlagen lassen, weil es notwendig war und ich des Erfolges sicher zu sein glaubte.

Ich habe mich nicht getäuscht. Mit Buea anzubinden schien mir vor dreiviertel Jahren noch nicht veranlaßt. Erstens waren keine Interessen dort zu vertreten, die Sache konnte aufgeschoben werden, und ich hatte keine Macht, Erkämpftes festzuhalten.

Obgleich das Küstengebiet des Gebirges grundbuchlich noch nicht geregelt ist, so steht doch so viel fest, daß teils wegen begründeter, teils wegen zweifelhafter Ansprüche in absehbarer Zeit keine Grunderwerbungen an der Küste zu Plantagenzwecken vorgenommen werden können.

Herr von Soden wird nie erfahren, wo sein Grundbesitz in Buea anfängt oder aufhört, solange nicht der Schlüssel zum Gebirge in den Händen des Gouvernements liegt.

Spengler und Morgen werden nie Land kaufen können, solange Buea und seine Bundesgenossen (Boana, Mapanja) nicht unterworfen sind. Der Schlüssel zum Gebirge ist Buea, dessen Häuptling Kuba eine wahre Schreckensherrschaft bis herab zur Küste aufgerichtet hat. Sämtliche amtlichen und nichtamtlichen Berichte bestätigen diese Tatsache, der telegraphisch gemeldete glänzende Erfolg der von Stettenschen Expedition wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht die übrigen Gebirgsdörfer den Fall Bueas gewünscht hätten, denn die Schutztruppe wurde durch Nachtigall in zwei aufeinanderfolgenden Tagen in Viktoria gelandet und erschien erst am zweiten Marschtage vor den Palisaden Bueas.

Vor Beginn der Aktion hatte ich dem Kuba, welcher sich lange verleugnen ließ, in einem vom Polizeimeister Pfeil geleiteten Palaver verschiedene Fragen vorlegen lassen, deren Beantwortung charakteristisch für den Standpunkt Kubas ist. Er erklärte z. B., er würde die Errichtung einer Gesundheitsstation in Buea nur unter der Bedingung gestatten, daß der Verkauf von Zündhütchen freigegeben würde.

Die Bueas haben meist sogenannte — Capguns (englische Kapgewehre, V.).

Über Errichtung von Plantagen äußerte er sich dahin, daß er sie gestatten würde unter der Bedingung, daß die Weißen im Dorfe Buea selbst wohnen, d. h. als Gefangene.

Zum Gerichtstag nach Viktoria zu kommen, lehnten die Buealeute schlankweg ab.

Dies ist um so bemerkenswerter, als Kuba sich in alle Palaver selbst der Küstenbevölkerung einmischt, und von jedem getöteten oder verletzten Mann behauptet, er sei ein naher Verwandter von ihm. Das ewige Palaver von Bota und Boanda kann wegen Kubas nie zu Ende kommen und die von Kuba angedrohte Zerstörung von Mbinga am Bimbiakrick ist bloß durch das persönliche Erscheinen von Salzwedels verhindert worden, denn direkt gegen die Weißen Gewalt zu brauchen, scheute er sich bisher doch. Angesichts dieser Tatsachen habe ich von Stetten angewiesen, in Buea eine militärische Station anzulegen. Schließlich lege ich von Stettens Bericht über die Einnahme Bueas vom 24. Dezember l. J. ganz gehorsamst in Abschrift an und hoffe, daß der nächste Gouverneur von Kamerun bald seine Villa in Buea wird bauen können.

Das Gebirge liegt für die Entwickelung des Schutzgebiets näher als die Sorge für Jaunde. Durch Sparsamkeit und Beschränkung der militärisch besetzten Stationen können beide Punkte genügend gesichert werden, ohne die Exekutivgewalt, welche der Gouverneur stets zur Hand haben muß, ungeeignet zu beschränken.

Ich erwähne noch gehorsamst, daß sich an dem Zuge gegen Buea freiwillig beteiligt haben: Dr. Preuß, Polizeimeister Pfeil und Polizeimeister Biernatzky, was in Anbetracht der ungenügenden Zahl von Unteroffizieren sehr erwünscht war.

Der erste Schuß, der abgefeuert wurde, galt Pfeil.

gez. Zimmerer.

Tanzmaske.

LIBRARY
SEUM OF AFRICAN ART
3-A STREET, NORTHEAST
ASHINGTON, D.C. 20002

3 9088 00010 4216
SMITHSONIAN INSTITUTION LIBRARIES